

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 8

August 1930

Jahrgang VII

Schlesien, Preußen und das Reich

Von Dr. Ludwig Waldecker

Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Breslau

Es gibt zwei Worte Friedrichs des Großen über Schlesien. Beide hängen unter sich eng zusammen und bewegen sich nach der gleichen Richtung. Diese ist ihrerseits bestimmt durch den Geist und die Zeit des Merkantilstaats des 18. Jahrhunderts, dem sie angehören.

Das erste Wort ist bekannt und bezeichnet Schlesien als die „Perle in der Krone Preußens“. Das ist nicht gemeint in dem Sinne eines Preises der landschaftlichen Schönheiten Schlesiens, sondern hier spricht der absolute Herrscher, der sein Gebiet unter wirtschaftlichem Gesichtspunkt wertet. Er sieht in Schlesien ein reiches Land, in dem Handel und Wandel blühen. Ihren besonderen Wert erhält diese Wertung dadurch, daß sich mit ihr ein fataler subjektiver Nebensinn verbindet. Dieser deutet auf das zweite Wort Friedrichs des Großen über Schlesien, welches im 19. Jahrhundert in Vergessenheit geraten ist, obwohl es sich in dem sogen. politischen Testament Friedrichs des Großen findet. Schlesien wird hier das „Peru der preußischen Könige“ genannt. Wie die Spanier nach dem Goldland Peru, so hat der König seine Hand nach jenem Juwel ausgestreckt. Als Friedrich unter Berufung auf längstverjährte Erbansprüche der bedrängten Habsburgerin Schlesien bis auf einen kleinen Rest im Südosten entriß, handelte es sich für ihn um nüchternen Machtzuwachs, und das insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiete. Was er dann für das Land tat, war für ihn werbende Anlage, die sich künftig reichlich bezahlt machen sollte. Nur von da aus wird es verständlich, daß Friedrich um Schlesiens willen den gigantischen Kampf mit fast dem ganzen Kontinent aufnahm und durchfocht. Es ging um sein „Peru“ und das dort investierte Kapital, dessen Besitz zur Lebensfrage seines Staates geworden war. Und wenn er die wirtschaftlichen Interessen des Landes förderte, wo er konnte und wie er es verstand, so tat er das eben in dem Geiste des Merkantilstaates, wo „der Polizeiverständige sät, damit der Kameralist demnächst ernten kann“. Dieses Erntenkönnen ist die Freude des erfolgreichen merkantilen Politikers, dem das Land wertvoll, wirklich eine „Perle“ geworden ist, wenn und weil es wirtschaftlich floriert. So gesehen, bedeutet denn auch jenes erste Wort Friedrichs des Großen über Schlesien nur, daß sich die Fürsorge für die Landwirtschaft, die Privilegierung der zur Hebung der Bevölkerungsziffer und des Gewerbefleißes angesetzten Industrien und insbesondere der Weberei bezahlt gemacht haben.

Und in der Tat, sie haben sich gelohnt. Wie Peru den Spaniern, so lieferte Schlesien dem König alljährlich Millionen, die eine mehr als ausreichende Ergänzung der Armee durch Werbung im Ausland und obendrein die Anhäufung eines stattlichen Staatsschatzes gestatteten.

Darüber hinaus lieferte das Land tüchtigen und strebsamen Nachwuchs für Heer und Verwaltung. Schlesier waren es, denen der alternde König nach der „Justizkrise“ anlässlich des Falles des Müllers Arnold die Vollendung der ein Menschenalter vorher begonnenen großen Justizreformen übertrug, in deren Kreis das heute noch bedeutsame Allgemeine Landrecht gehört. Aber nicht nur deshalb und nicht nur für den Juristen haben die Namen Carmer und Svarez einen guten Klang, sondern und noch mehr wegen der überaus modernen Gedanken, die sie vor fünf Menschenaltern ihren Reformen zugrunde legten. Und wie hier, so war es auf allen Gebieten der Verwaltung und Wirtschaft Preußens.

Von der eminenten geopolitischen Bedeutung des Landes, das damals für Preußen gewonnen und behauptet wurde, wußte man im 18. Jahrhundert noch nichts. Wir haben inzwischen darauf achten gelernt, daß Schlesien wie ein ausgestreckter Finger nach Südost weist, dessen Flankendruck von Habsburg so stark empfunden wurde, daß die Rückgewinnung Schlesiens geradezu eine Lebensfrage für die Habsburger war. Das letztemal wurde von ihnen um Schlesien 1866 gekämpft, nachdem sie vergeblich Schleswig-Holstein als Austauschobjekt geboten hatten. Sieht man den anderen Finger, den Preußen seit 1772 nach Nordost ausstreckte, so versteht man auch, woher das Interesse Preußens an der zweiten und der dritten Teilung Polens stammt, welche die Grenze Preußens nach Osten bis zu einer fast geraden Verbindungsline zwischen der Südostecke Ostpreußens und der Südostecke Schlesiens vorschob.

Nicht minder ist Schlesien, das 1816 durch früher sächsische Teile der Lausitz ergänzt wurde, geographisch um seiner Lage willen bedeutsam, die Vorzüge der Ebene und des Gebirges sowie der natürlichen Verbindung mit der See und einer bereits stark kontinentalen Lage vereinigt. Als langgestreckte Halbinsel schiebt sich Schlesien hinaus in die slawischen Ostvölker, auf der sich Germanen und Slawen friedlich mischten. Schlesien wird damit zu einer wichtigen Brücke zwischen West und Ost, welche insbesondere den entsprechenden Handelsverkehr vermitteln kann. Überdies führen durch Schlesien und über die schlesischen Gebirgs-pässe die uralten Handelsstraßen vom Nord- zum Südmeer. Die schlesische Landwirtschaft findet im Oderbecken gute Grundlagen. Die Gebirge liefern zahlreiche wertvolle Rohstoffe. Ein schiffbarer Fluß durchströmt das ganze Land und vermittelt den Anschluß an das Meer und den dortigen Weltverkehr. Kurz, es bieten sich in seltener Fülle wirtschaftliche Möglichkeiten, die denn auch schon früh zu voller Entfaltung kamen. Zeuge dessen sind die stattlichen Kirchen und Profanbauten Breslaus und anderer schlesischer Handelsemporen, die noch heute das Auge entzücken.

Diese Bauten sprechen eine beredte Sprache.

Wir beobachten zunächst eine ausgesprochene Herrschaft des Bürgerbaues. Eine reiche Kaufmannschaft war in Schlesiens Städten ansässig, und um deren Bedürfnisse herum gruppierte sich die gesamte Wirtschaftsverfassung. Breslau war im ausgehenden Mittelalter eine der bedeutendsten Städte Deutschlands. Seine Kaufleute beherrschten die drei Straßen von Osten nach Venedig (über Prag—Nürnberg, über Prag—Oberösterreich, über Wien); die Verbindung mit den Balkanstaaten über Ungarn, über Krakau und Galizien; die Verbindung mit Russland (Kiew, Moskau); die drei Straßen nach Norden (Thorn—Danzig, Frankfurt—Stettin, Lübeck) und schließlich die Straßen nach dem Westen.

Breslau war infolgedessen der wichtigste Umschlagsplatz zwischen Nord und Süd, Ost und West. Seine Einwohnerzahl scheint bedeutender gewesen zu sein als diejenige der drei großen Handelszentren des Mittelalters, Köln, Augsburg und Nürnberg. Für König Wladislaus von Ungarn übertraf es 1505 alle Städte Deutschlands, und noch fast 200 Jahre später wurde von Breslau gesagt, daß es für sich allein die Ehre der österreichischen Erbländer in Handel und Manufakturen behaupten könne.

Diese Zeugnisse sind um so bedeutsamer, als sie aus einer Zeit stammen, in der Breslaus Stellung bereits stark erschüttert war. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts hatten sich infolge der großen Entdeckungen die Handelswege zu verlagern begonnen, worüber sich die Existenzbasis des schlesischen Kaufmanns immer mehr verengerte. Nach derselben Richtung wirkten die großen Türkenvorstöße, die noch 1683 zur vorsorglichen Zerstörung der Odervorstadt Breslaus führten, sowie der Dreißigjährige Krieg. Viel schlimmer aber war für den schlesischen Handel die seit dem 17. Jahrhundert unter mercantilem Gesichtspunkt erfolgende gegenseitige Absperrung der Territorialstaaten. Der Merkantilstaat war ja nicht, wie sein Name zu sagen scheint, ein Handels- oder Kaufmannstaat. Er ließ dem Kaufmann zwar mannigfache Förderung zuteil werden, aber seine Wirtschaftspolitik kam dem Kaufmann in der Hauptsache nur indirekt zugute, während sie sich gegebenenfalls auch direkt gegen ihn wandte. Gerade diese letztere Seite des fürstlichen Merkantilstaates lernte die schlesische Kaufmannschaft zur Genüge kennen. Nachdem der Orienthandel des Mittelalters verloren war und trotz mehrfacher Anläufe verloren blieb, war man in der Hauptsache auf den Osthändel mit Polen und Rußland angewiesen. Aber noch in österreichischer Zeit machte sich hier ein starker Rückgang bemerkbar. Polen suchte direkte Verbindung mit dem ihm dynastisch nahestehenden Sachsen, und Rußland ging seit Peter dem Großen eigene Wege. Durch das Ausscheiden Schlesiens aus dem Habsburgerreich verschlimmerten sich diese Schwierigkeiten noch mehr. Denn seither war man in Schlesien dank seiner staatsrechtlichen Stellung als Nebenland der Krone Böhmen und seiner im Rahmen des Habsburgerreichs peripheren Lage ziemlich selbstständig gewesen. Jetzt wurde streng nach den Anordnungen einer allein weisen Zentralregierung verfahren, die auf die örtlichen Bedürfnisse und Wünsche keine oder wenig Rücksicht nahm. Die Folge waren Grenzsperren seitens der Anliegerstaaten, so daß Schlesien als Ausfallstor nach dem Osten schließlich nur noch den Freistaat Krakau hatte, bis auch dieser 1846 in Österreich aufging. Dazu kamen die dem freien Handel abträglichen Monopole Friedrichs des Großen und die Verluste während der napoleonischen Zeit durch Kontinentalsperre und Kontributionen.

Man kann es so schon verstehen, daß der stolze Bürger von einst immer mehr herabsank zum kleinen Spießbürger, der ängstlich sein bischen Besitzstand versteckte und nichts mehr wagte. Und diesem Wandel entspricht die Baukunst des späteren schlesischen Bürgertums, das aus Angst um die „bürgerliche Nahrung“, d. h. den Geldbeutel, noch nicht einmal den unmittelbar in seinem Interesse geschaffenen Einrichtungen, wie dem Versuch einer Breslauer Messe (1742) und der Landesbank (1765) Verständnis entgegenbrachte, sondern ihnen mißtrauisch ablehnend gegenüberstand.

In demselben Maße, in dem mit dem städtischen Bürgertum der Bürgerbau zurücktrat, rückte die Bedeutung der von der geistlichen und adeligen Grundherrschaft getragenen Land-



Aus der Breslauer Willmann-Ausstellung

Unbekannter Meister: Der hl. Georg
Holzstatue um 1700. Aus einem Zyklus d. 14 Not-
helfer in der Zisterzienserstiftskirche in Kamenz

wirtschaft für die Wirtschaftsverfassung des Landes in den Vordergrund. Sie war der Träger des schlesischen Reichtums im 17. und 18. Jahrhundert, sowie des von ihm gezeitigten Gewerbe- und Kunstfleißes, dessen Zeuge jene spezifisch schlesische Barock- und Rokokokunst ist, die Weltruf genießt und noch heute manchen reisenden Kunstmäzen die Umständlichkeiten einer Reise nach Schlesien gern auf sich nehmen lässt.

Die Führung hatte hierbei dank der kirchenfreundlichen Politik der Habsburger zunächst die Geistlichkeit. Seit dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts übernahm der geistliche Prunkbau im äußeren Bild die Rolle, die früher dem städtischen Bürgerbau zukam. Erst die schweren Steuerlasten, die Preußen nach der Eroberung Schlesiens der Geistlichkeit aufbürdeten, machte diesen Prunkbauten ein Ende; angefangene Werke, wie die Klöster Grüssau und Leibus, sowie die Breslauer Universität blieben unvollendet.

An die Stelle der Geistlichkeit als des führenden Faktors rückte in preußischer Zeit der Adel, dem Friedrich der Große zwar gelegentlich entgegentrat, in dem er aber doch eines der wichtigsten Fundamente seines Staats sah und den er deshalb förderte, wo er konnte. In österreichischer Zeit hatte der Adel, soweit er nicht in die Stadt gezogen oder in Staatsdienste getreten war, ein sehr rustikales Dasein geführt. Jetzt kamen ihm die auf kapitalistischer Basis die Landwirt-

schaft fördernden Maßnahmen der preußischen Verwaltung zugute, ebenso die weitgehende Industrialisierung des Landes. In Fortführung aus österreichischer Zeit stammender Tendenzen wurden an sich der Stadt vorbehaltene Handwerke und Hausindustrien auf das Land verpflanzt und dort gleichzeitig zahlreiche neue Gewerbe angesetzt, so daß das Schwer gewicht der Gewerbeverfassung weniger mehr in den verarmten Städten, als auf dem flachen Lande, in den Landstädten und gegebenenfalls ganz neu entstehenden Siedlungen ruhte. Das gilt nicht nur für die an den Gebirgsrändern künstlich hochgezüchtete Weberei, sondern allenthalben entstanden industrielle Unternehmungen, und zwar nicht nur die üblichen land wirtschaftlichen Nebengewerbe, sondern Papiermühlen, Glashütten, Spinnereien, Eisenhämmer u. dergl. Mit dem zunehmenden Reichtum hob sich auch die Kultur des schlesischen Adels. Hatte er früher oft in rohen Blockbauten gehaust, so finden wir seit der Mitte des 18. Jahrhunderts solide Bauwerke und sogar immer ausgesprochenere Luxusbauten, neben denen das adlige Palais in der Stadt bis in das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts die führende Rolle spielte.

Bei der angedeuteten Dezentralisation der Gewerbeverfassung blieb es dann auch, als im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß von Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Maschinen, Eisenbahnen und Aktiengesellschaften in Schlesien eine Großindustrie heranwuchs. Von wenig Ausnahmen wie Breslau abgesehen, entstand sie durchaus auf dem Lande, ohne sich auf bestimmte Landesteile zu konzentrieren. Einzig fand mit Rücksicht auf die dortigen günstigen Rohstoffvorkommen eine stärkere Entwicklung im waldenburgischen und oberschlesischen Industriegebiet statt, wo im 19. Jahrh. die heutigen Städte erst ganz allmählich aus ursprünglich ländlichen Siedlungen heranwuchsen. Bei diesem historischen Fundament der schlesischen Industrie ist es auch kein Zufall, daß dort bis in die Gegenwart adlige Namen führend blieben, wie z. B. Schaffgotsch, Pleß, Henckel-Donnersmarck, Hohenlohe.

Die preußische Verwaltung stand den mit ihren Maßnahmen gestellten Problemen genau so gegenüber wie anderswo auch, d. h. man überließ sie sich im großen Ganzen selbst, so lange kein Anlaß zu einem polizeilichen Einschreiten gegeben war. Infolgedessen wirkten sich wie im ganzen Osten die landwirtschaftlichen Maßnahmen nach der Richtung der Bildung von Latifundien aus, was für Schlesien um so bedeutsamer war, als solche Tendenzen hier schon früher auf staatsrechtlicher Grundlage am Werke gewesen waren. Und wenn die Industrialisierung des Landes ein Proletariat von einem Tiefstand der Lebenshaltung hochgezüchtet hatte, wie er andernorts unbekannt war, so war auf der anderen Seite von irgendwelcher staatlichen Fürsorge für diese Arbeiterbevölkerung keine Rede; einzig daß man ihr durch den Zwangsanbau der Kartoffel zu einer billigen Massennahrung verhalf. Der Arbeiter war nicht wie in der Stadt durch die Zunftverfassung geschützt, sondern der Grundherrschaft wie dem Arbeitgeber ausgeliefert, und auf dieser Grundlage war die Industrie Schlesiens aufgebaut. Hierbei spielte die Ausnutzung aller in der gutsherrlichen Verfassung liegenden Möglichkeiten eine große Rolle. Und wenn vorhin von dem steigenden Reichtum des schlesischen Adels, von seiner verbesserten Lebenshaltung und seinen Bauten die Rede war, so dürfen wir heute bei deren Anblick nicht vergessen, daß sie zu einem sehr erheblichen Teil ermöglicht waren nur durch die auf den abhängigen Hausindustriellen und Arbeitnehmern lastenden Abgaben

und Prästationen. Dazu kam ein gewisser Druck auf die Preisgestaltung und damit die Entlohnung, der sich aus der — auch innerhalb Preußens = peripheren Lage Schlesiens ergab. Es brauchten dann nur noch Komplikationen auf dem Weltmarkt einzutreten, und es mußte sich jener Mangel jeglicher Fürsorge furchtbar rächen. In diesem Zusammenhang ist denn besonders das grausige Sterben der in den Gebirgen ansässigen Weber zu nennen, das sich vom Ende des 18. bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts hinzog, und innerhalb dessen Aufstände von 1793 und 1807, sowie die von *Hauptmann* geschilderten Vorgänge im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts nur Ausschnitte darstellen. In der Folge ist es dabei geblieben, daß die schlesische Industrie, um konkurrenzfähig bleiben zu können, nicht entfernt die Löhne zahlen konnte und kann, wie die anderen deutschen Industriegebiete. Entsprechend steht die Lebenshaltung tiefer. Darüber ergibt sich wieder eine Abwanderung gerade der tüchtigeren Arbeiter, die nur in der Heimatliebe des Schlesiers ein gewisses Gegengewicht findet. Besonders schwierig sind insoweit die Verhältnisse im niederschlesischen Industriegebiet des Kreises Waldenburg, wo die Nachkommen jener unglücklichen Weber heute als Fabrikarbeiter zwar bessere Arbeitverhältnisse finden als ihre Vorfahren, aber wie diese noch heute zu den niedrigsten Lohnsätzen Deutschlands arbeiten. Den korrespondierenden Tiefstand der äußeren Lebensverhältnisse kennzeichnet am deutlichsten eine Wohnungskalamität, wie man sie sonst nirgends in Deutschland kennt, samt allen ihren Begleiterscheinungen. Gerade die Verhältnisse im Kreise Waldenburg sind aber für die Geschichte der sozialistischen Bewegung und der sozialdemokratischen Partei von der allergrößten Bedeutung geworden, und so hat sich das dortige Verhalten der staatlichen Verwaltung weit über Schlesien hinaus ausgewirkt.

Daß sich die Verhältnisse so hatten zuspitzen können, hing u. a. auch mit dem Wechsel in der wirtschaftlichen Einstellung der preußischen Verwaltung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zusammen. Hatte es der Merkantilstaat des 18. Jahrhunderts mit Begünstigungen versucht, so ging die preußische Wirtschaftspolitik zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Wirtschaftsliberalismus über. Nach innen wirkte sich diese Einstellung dahin aus, daß sie jetzt den Arbeitnehmer völlig preisgab. Nach außen hin stellte man sich freihändlerisch ein, doch fand man damit bei Österreich und Rußland keine Gegenliebe, sie sperrten sich so gut wie völlig ab. Die Folge waren Stagnation und weiterer Rückgang des schlesischen Wirtschaftslebens. Die äußeren Städtebilder lassen erkennen, daß es erst dann wieder aufwärts ging, als Handel und Industrie auf neue Grundlagen gestellt waren, was seinerseits von der Schaffung eines durchorganisierten Verkehrsnetzes abhängig war. Aber gerade hier ergaben sich selbst noch nach dem Übergang zu dem neuen protektionistischen System zu Ende der siebziger Jahre, für das sich der Name des Staatssozialismus eingebürgert hat, schwerste Hemmungen durch die preußische Verwaltung, die ihre eigenen Ansichten hinsichtlich der Notwendigkeit anzulegender Bahnstrecken und der Tarifpolitik hatte. Die Akten der schlesischen Handelskammern sind gefüllt mit den Kämpfen um die notwendigen Strecken und um eine geeignete Tarifgestaltung. Mit in dieses Kapitel gehört der Kampf um den Ausbau der Oderwasserstraße, die die preußische Verkehrsverwaltung verfallen ließ, damit sie der Eisenbahn keine Frachtenkonkurrenz machen könne. An ihrem Widerstand scheiterte auch der sich in dem Jahresbericht der Breslauer Handelskammer von 1858 findende Gedanke, daß die Kaufmannschaft selbst die Oderregulierung in

die Hand nehmen solle und müsse. Erst in den siebziger Jahren begann man zaghaft mit einer Strombauverwaltung und -regulierung. Aber noch heute ist die Oder als Schiffahrtsweg nicht entfernt ausgebaut, wie es möglich wäre; ist doch noch heute keine regelmäßige Sommerschiffahrt durchführbar.

Wenn in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts trotz alledem Schlesien sich immer stärker wirtschaftlich entfaltete, so folgte dieses wirtschaftliche Wachsen und Zusammenwachsen nicht einer planvollen Leitung von einer Zentralstelle her, sondern ging beinahe naturhaft an vielen Stellen gleichzeitig vor sich, wobei durchaus nicht alles schön und gut war. Wie andernorts hinkten die staatliche und die Selbstverwaltung gleichermaßen hinter den durch die wirtschaftliche Entwicklung gegebenen Problemen her. Damit steht in Zusammenhang, daß noch heute vielfach nicht wirtschaftliche Rücksichten, sondern zufällige historische Erinnerungen die Verwaltungsgrenzen bestimmen. Der Kreis Waldenburg z. B. gehört zum Regierungsbezirk Breslau, der angrenzende Kreis Landeshut zum Regierungsbezirk Liegnitz, obwohl die Verhältnisse und Fragen dort die gleichen sind wie im Waldenburger Kreis, mit dem der Kreis Landeshut überdies verkehrstechnisch und wirtschaftlich zusammenhängt (weshalb für die beiden Kreise neuerdings ja auch ein gemeinsames Arbeitsamt geschaffen wurde). Weiter erklärt sich von jener Einstellung der Verwaltung aus, daß sich in dem äußerlich einen so friedlichen Eindruck machenden arbeitsamen Schlesien Spannungsverhältnisse ergeben haben, wie man sie anderswo in dieser Stärke nicht kennt. Schlesien ist heute das Land der Gegensätze: zwischen mehreren Konfessionen, zwischen Stadt und Land, zwischen Handel und Industrie, zwischen Bürger und Arbeiter, zwischen reich und arm — wobei sich die einzelnen Faktoren wieder unter sich vielfach scheiden, welche Untergruppen sich wieder unter einander befehden.

Aber wie es auch kam, Schlesien hielt unentwegt zu Preußen. Es war das nüchternste Zweckmäßigkeiterwägung, die den Schlesier Verständnis dafür empfinden ließ, daß sich ihm in den größeren Zusammenhängen Preußens weitergehende Möglichkeiten erschlossen. Wohl lächeln wir heute, wenn wir lesen, daß Schlesier 1808 des Glaubens waren, ihr Land sei gegenüber den anderen Provinzen Preußens so weit im Vorsprung, daß es die Führung in Preußen übernehmen könne. Aber schon damals klang der sich zehn Jahre später durch die Niederlegung der Binnengrenzen in die Tat umsetzende entscheidende Gedanke an, daß — modern ausgedrückt — man sich in einem größeren Ganzen sieht, worüber erst Auswirkungsmöglichkeiten gegeben sind, die dann für Handel und Industrie Beschäftigung und Entwicklungsmöglichkeiten, und darüber für die Bevölkerung Brot in ausreichendem Maße gewährleisten. Deshalb ist es kein Zufall, daß 1813 die Freiheitbewegung und die Freiheitkämpfe in Schlesien ihre entscheidende Richtung erhielten, und daß die Handelskammer in Breslau jene Erklärung der Breslauer städtischen Körperschaften vom 15. Mai 1866 veranlaßte, in der es heißt, daß Schlesien, obwohl es nur zu leicht der Kriegsschauplatz werden konnte, „bereit sei, im Interesse der Einigung des Vaterlandes alle Leiden des Krieges auf sich zu nehmen“.

Wir richtig diese Einstellung war, zeigte sich nachher: seit der Aufrichtung des Norddeutschen Bundes und des Reichs ist Schlesiens Wirtschaft in einer Weise aufgeblüht, die alles früher Dagewesene weit in den Schatten stellte. Jetzt kam wieder die Begünstigung Schlesiens durch seine Lage und Bodenschätze zu voller Geltung. Wiederum wurde Schlesien der Vermittler

zwischen Ost und West, wobei sich die Situation von der ähnlichen in Ostpreußen grund- sätzlich dadurch unterschied, daß in Schlesien ein wirklicher Umschlag mit regelrechten Zwischen- lagern stattfand, von denen aus der Osten versorgt wurde. Darüber hinaus war die schlesische Industrie ein ähnlicher Mittelpunkt im Osten, wie die des Ruhrgebiets im Westen, ohne daß sich die schlesischen Industrieerzeugnisse auf den Osten beschränkt hätten; sie fanden in stär- kerem Maße ihren Weg auch nach Süddeutschland und Sachsen. Die schlesische Landwirtschaft schien von sich aus den heimischen Bedarf decken zu können und ergänzte sich jedenfalls har- monisch mit derjenigen der Nachbargebiete. Schlesien schien so in der Tat geradezu zu einem in sich geschlossenen Wirtschaftsgebiet zusammengewachsen zu sein, als das man es schon 1808 einmal angesprochen hatte, und stellte einen integrierenden Faktor in der Wirtschaftsverfassung nicht nur des deutschen Ostens, sondern ganz Deutschlands und darüber des Kontinents dar. Das Aufblühen der schlesischen Städte, eine starke Bevölkerungszunahme, ständig sich steigernde Ziffern im Verkehr und bei der Steuerveranlagung kennzeichnen diesen Abschnitt.

Um so stärker war der Rückschlag, als dann die Entscheidung im Weltkriege gegen die Mittelmächte fiel. Der unglückliche Ausgang des Krieges traf den deutschen Osten besonders hart. Mit einem Schlag entstanden viele hundert Kilometer neuer Staatsgrenzen, wo früher allenfalls nur für interne Verwaltungszuständigkeiten bedeutsame Binnenlinien vorhanden ge- wesen waren. Gleichzeitig wurden die alten und die neuen Grenzen gegen Deutschland ge- schlossen. Für Schlesien bedeutete das den Verlust weiter, in den beiden letzten Menschen- altern mühsam wieder errungener Absatzgebiete, z. T. auch der Rohstoffbasis für einzelne Ge- werbe, wie z. B. seine Mühlenindustrie. Die auf dem seitherigen Verkehr beruhenden Verbin- dungen wurden willkürlich und z. T. ganz sinnlos zerschnitten, so daß Eisenbahnen und Straßen jetzt vielfach ins Leere laufen, während nach rückwärts keine oder nur höchst umständliche Verbindungen bestehen, die zu großen Umwegen, Zeitverlust und verteuerter Fracht oder kurz: zur Konkurrenzunfähigkeit führen. Besonders schlimm wirkte sich die Zerreißung des einheitlich konstruierten oberschlesischen Industriegebiets aus, wobei polnischerseits aus nationalistischen Gründen mit allen Mitteln versucht wurde und wird, Ostoberschlesien ganz aus der Verbindung mit dem deutsch gebliebenen Rest zu lösen. Ein Gegengewicht durch Zusammenschlüsse, ver- mehrte Ausnützung der deutsch gebliebenen Werke und Gewinnung neuer Absatzgebiete im Westen zu schaffen, gelang infolge der Struktur der schlesischen Industrie und den dadurch gegebenen Grenzen ihrer Konkurrenzmöglichkeit nur teilweise, von den schweren Kapital- verlusten der Inflationszeit ganz zu schweigen. Obendrein mußte man es mit ansehen, wie von der westdeutschen Industrie für die von ihr verlorenen Absatzgebiete Ersatz im deutschen Osten und auch in Schlesien selbst gesucht, z. T. auch gefunden wurde. Dazu kamen die Verschiebun- gen infolge der Strukturwandlungen in den neuen Oststaaten; der Abschluß mit Rußland z. B. erfolgt heute so gut wie nur noch direkt zwischen der amtlichen russischen Handelsvertretung mit den großen Firmen im Rheinland und in Berlin, während der mittlere Betrieb in Schlesien, der früher von seinem Zwischenlager aus unter Benutzung persönlicher und insbesondere ver- wandtschaftlicher Beziehungen das Rußlandgeschäft machte, heute so gut wie völlig ausgeschaltet ist. An den Rand des Erliegens aber kam die schlesische Wirtschaft durch den Zollkrieg mit Polen, der sich um so verheerender auswirkte, als gleichzeitig der schlesische Binnenmarkt infolge



Die Leiterbauen im Riesengebirge

Phot. Hellmut Alfred Schreck (Peterswaldau)

der landwirtschaftlichen Krise trotz — auf stärkerer Inanspruchnahme Schlesiens als Versorgungsgebiet beruhenden — relativ hohen Preisstandes der landwirtschaftlichen Produkte so gut wie völlig lahm gelegt war. Es spricht für sich, daß die Inanspruchnahme der Erwerbslosenfürsorge in Schlesien mit jedem weiteren Tag des Zollkriegs steigende Ziffern aufwies.

Diese Nöte hätten nicht das heutige Ausmaß zu erreichen brauchen.

Es wird in mancher Darstellung der Situation des deutschen Ostens darauf hingewiesen, daß nicht jede der geradezu unmöglichen Grenzziehungen heute zu bestehen brauchte, wenn die deutschen Grenzregulierungskommissionen sachverständiger besetzt gewesen und aufgetreten wären. Ebenso wird die Ansicht geäußert, der Zollkrieg mit Polen sei vermeidbar gewesen und hätte auch nicht so lange zu dauern brauchen. Sicher ist, daß er polnischerseits benutzt wurde, um die junge polnische Wirtschaft sich innerlich konsolidieren zu lassen und die Grenzen nach Süden bzw. Südwesten noch fester zu schließen, auf daß sich die polnische Industrie um so sicherer an die Stelle der schlesischen im Osten setzen könne. Die in diesem Zusammenhang ausgespielte Begünstigungspolitik hat sich so drastisch ausgewirkt, daß jenseits der neuen Grenze noch nicht einmal Interesse für einen illegalen Grenzverkehr vorhanden ist; das Risiko steht in keinem Verhältnis mehr zu dem etwaigen Erfolg. Infolgedessen sind die früher nicht unbedeutende Industrie und der Handel in den der rückwärtigen Verbindung beraubten niederschlesischen Grenzkreisen so gut wie ganz eingeschlafen. Die Gemeinden haben ihre Hauptsteuerkräfte verloren. Dafür haben sie ein Heer von Erwerbslosen zu unterhalten. Ähnlich liegt es überall in Niederschlesien, wo Gemeinden nicht selten sind, in denen jeder zweite Einwohner aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden muß.

Sobald sich diese verheerenden Folgen des Zollkriegs mit Polen in den Zahlen der Erwerbslosenfürsorge und der Steuerveranlagung kenntlich machten, wäre es unbedingt nötig gewesen, daß ein entsprechender Ausgleich zu schaffen versucht wurde. Insbesondere war Arbeitbeschaffung in ganz großem Maßstab nötig. Sie war auch möglich. Man konnte etwa den Grenzkreisen vernünftige Eisenbahn- und Straßenverbindungen nach rückwärts bauen, über die sie wieder an den binnennächtlichen Verkehr angeschlossen wurden. Man konnte ferner unzureichend gewordene Strecken erneuern, wie z. B. Liegnitz—Bautzen, wo das Einnehmen einer Mahlzeit im Speisewagen geradezu vorherige equilibristische Ausbildung erfordert. Ebenso hätte man den heute an Schlesien vorüberflutenden Fremdenstrom in das Land, in die Städte des schlesischen Barock, die schlesischen Bäder und die wundervollen schlesischen Gebirge zu ziehen versuchen können, wozu es außer einer großzügigen Propaganda des Ausbaus der bestehenden Straßen und Eisenbahnen, sowie der Verbesserung der bestehenden Verbindungen bedurft hätte. Im Zusammenhang hiermit konnten die schlesischen Wasserkräfte und -wege, insbesondere die Oder ausgebaut werden. Durch eine vernünftige Tarifpolitik der Eisenbahn mußte der örtlichen Lage und der Eigenart der schlesischen Industrie Rechnung getragen werden, um sie konkurrenzfähig zu machen. Und durch ein großzügiges Siedlungswerk ließ sich manche Wunde heilen.

Gewißlich, in allen diesen Fragen hätte Schlesien selbst das erste Wort nehmen müssen. In einer Zeit, in der alles seine Stimme hören läßt, ist es so verfehlt wie irgend möglich, wenn man aus Gründen welcher Art immer schweigt. Es ist mir direkt aufgefallen, wie schwer es heute in Schlesien ist, auch nur Interesse für eine Frage zu wecken, von der Inangriffnahme

einer großzügigen Selbsthilfe ganz zu schweigen. Auf der anderen Seite ist freilich zu beachten, daß diese Passivität zu sehr erheblichen Teilen nicht ganz zufällig ist. Die für die Selbsthilfe in Betracht kommenden Fragen greifen nur zu oft über den örtlichen Bereich hinaus. Das gilt selbst für scheinbar so ganz lokale Dinge, wie die Erschließung der Gebirge durch die Anlage von Wanderwegen und Zufahrtstraßen: das Gelände steht fast überall im Eigentum von privaten Großgrundbesitzern, die ihr Ausschließlichkeitsrecht geltend machen, weil sie ihr Interesse eben nach ganz anderer Richtung suchen als der Erschließung ihres Gebiets für den allgemeinen Verkehr. Äußerer Ausdruck dessen sind die allenthalben prangenden Tafeln mit der freundlichen Aufschrift „Verboten“, die den Wanderer auf allen öffentlichen Wegen darauf aufmerksam machen, daß der Grundeigentümer in ihm einen Eindringling sieht, den er nur notgedrungen und widerstrebend duldet. Im Interesse der Jagd soll man lautes Singen im Walde unterlassen. In unmittelbarster Nähe so bekannter Orte wie Krummhübel wird energisch dagegen protestiert, daß Hängematten an die Bäume geknüpft werden. Und „verbotener Weg“ steht so gut wie überall, wo immer ein Seitenweg abgeht. Gewißlich, man hört hier zu Lande oft, das sei nicht so ernst gemeint. Aber einmal ist eine solche Tafel psychologisch auf Abschreckung berechnet und wirkt mindestens auch so auf den friedlichen Sommergast, der eben immer nur das Verbot sieht; und zum andern kann ich aus eigener Erfahrung berichten, daß auf die Einhaltung solcher Verbote geachtet wird. Für den allgemeinen Verkehr stehen jedenfalls im schlesischen Gebirge im allgemeinen nur ganz wenige Wege zur Verfügung, auf denen vielfach stundenlange Märsche nötig sind, um die nächste freigegebene Verbindung in das Tal und zur Eisenbahn zu erreichen. Dazu nehme man die ungeheuren Gegensätze, von denen oben die Rede war und die hier um so stärker ins Gewicht fallen, als die Verarmung des Landes, vielfach auch gemachte örtliche Erfahrungen — man denke an die oberschlesischen Aufstände — die örtliche Initiative sich vielfach nur noch in einem verzweifelten Mißtrauen gegen jedermann und vermeintliche Rivalitäten äußern läßt. Eine Zusammenfassung der örtlichen Kräfte wird weiter durch die Verwaltungsgrenzen erschwert, die, wie wir hörten, durchaus nicht immer Zusammengehörendes zusammenfassen. Überdies wurde die bisher einheitliche Verwaltung der Provinz zerrissen, indem man zwei Provinzialverwaltungen nebeneinander stellte.

Bei dieser Sachlage hätte sich von selbst ergeben sollen, daß die über den rivalisierenden örtlichen Belangen stehende Staatsregierung eingriff und direkt oder über die Interessierung der Reichsinstanzen zu helfen suchte. Um so mehr lag dazu Anlaß vor, als Schlesien die langgestreckte schmale Brücke nach Südosten darstellt und Breslau ungefähr genau in der Mitte zwischen Warschau und Prag liegt — weshalb Schlesien und Breslau in der Politik, die in Warschau und Prag gemacht wird, eine besondere Rolle spielen.

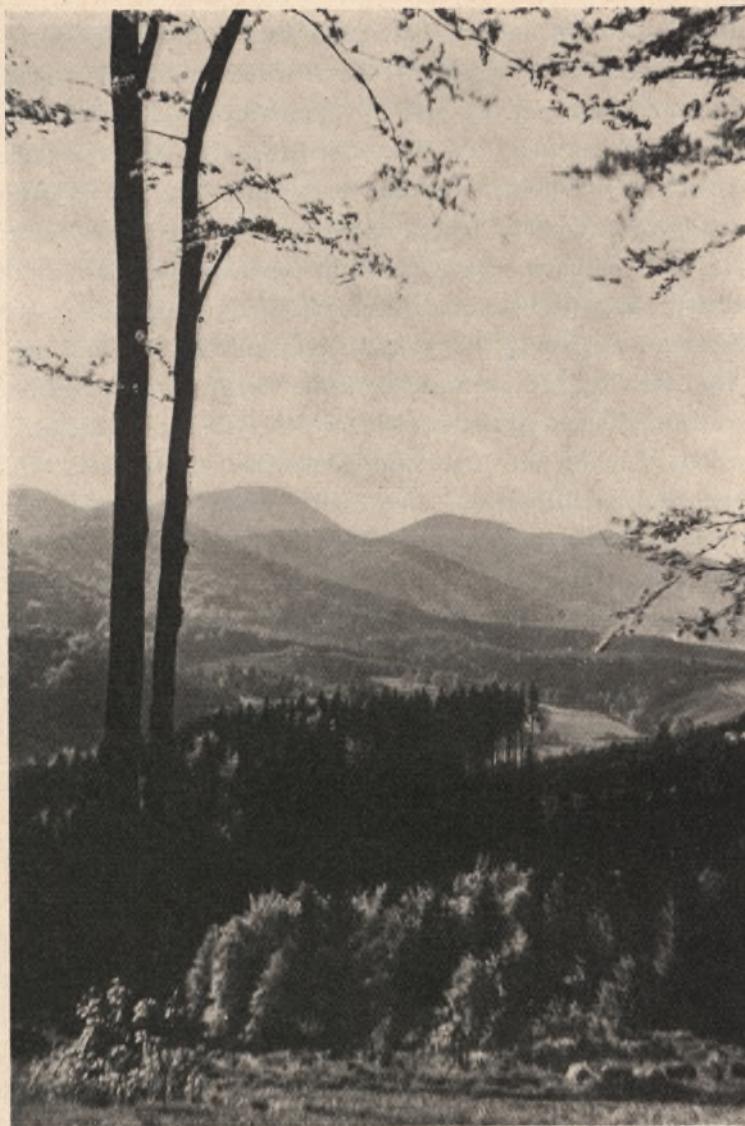
Tatsächlich ist von Berlin aus aber seither herzlich wenig geschehen. Als einziger wirklicher Plusposten ist nur die preußischerseits 1921 ins Auge gefaßte und vorerst durch den (aber schon 1913 beschlossenen und heute noch nicht beendeten!) Bau des Stauwerks bei Ottmachau in Angriff genommene Verbesserung der Schiffbarkeit der Oder zu erwähnen. Erst in den Tagen der Niederschrift dieser Zeilen beginnen sich Minister persönlich in Schlesien zu informieren und beginnen die Nöte Schlesiens im Rahmen des sogenannten Ostprogramms eine Rolle zu spielen, nachdem bereits 1927 (!) auf Betreiben eines schlesischen Abgeordneten der Reichstag

ein derartiges Ostprogramm gefordert hatte, und nachdem zu Anfang d. J. durch eine Denkschrift der sechs Ostprovinzen erneut die Aufmerksamkeit auf die im Osten und damit Schlesiens Not gelenkt worden war. Im Rahmen dieses Ostprogramms tauchen denn endlich auch einige der Möglichkeiten auf, von denen oben die Rede war, wie ein Wiederanschluß der abgeschnittenen schlesischen Grenzkreise an den binnenländischen Verkehr. Aber selbst das ist Zukunftsmusik; verteilt sich doch das Ostprogramm auf fünf Jahre und ist es bei Niederschrift dieser Zeilen noch nicht einmal gesetzlich festgelegt.

Noch immer ist nicht die Rede von einer direkten Eisenbahnverbindung zwischen Breslau, Prag und Warschau, obwohl sie verhältnismäßig leicht zu schaffen wäre, und selbst auf den bereits vorhandenen Umwegen scheinen derartige direkte Verbindungen nicht gepflegt werden zu sollen, wie ja auch bis vor wenig Wochen das Flugzeug Warschau—Prag hoch über Breslau hinwegzog. Was die binnenländischen Verbindungen anlangt, so tragen diese in keiner Weise der exponierten Lage und der Not Schlesiens Rechnung. Selbst bei den Hauptverbindungen Schlesiens wird der Reisende heute zu einem vielfach geradezu entsetzlichen Zeit- und Kraftaufwand genötigt. Vor einem Jahre (!) hat man es fertig gebracht, die einzige wirklich gute und obendrein bequeme Verbindung zwischen Schlesien und Berlin in einen FD umzuwandeln, so daß dieses Zugpaar für die große Masse der Reisenden nicht mehr in Frage kommt. Gewiß ich, es mag nötig gewesen und von den Handelskammern gefordert worden sein, daß ein solcher FD eingerichtet wurde. Aber das ist doch kein Grund, daß man einfach die Masse der Reisenden degradierte und ihnen einen geradezu unerhörten Zeitverlust sowie Umständlichkeiten zumutete, statt ein neues Zugpaar für die glücklicher Gestellten einzuschieben, welche sich die Fahrt im FD heute noch leisten können. Gänzlich unmöglich sind die Verbindungen nach dem Westen und besonders (hier rächt sich wieder einmal das Fehlen der direkten Linie über Prag) Südwesten. Man fährt z. B. nach der Schweiz besser über Wien als über München oder gar Frankfurt a. M., mit welch letzterem eine direkte Verbindung gleich überhaupt nicht besteht(!). Der als Ersatz gebotene Kurzwagen nach Frankfurt a. M. verkehrt nur nachts und bleibt zwischendurch über eine Stunde in Dresden liegen (!). Wer über Tag fährt, hat die Wahl, von Bebra ab Personenzug zu nehmen (!), oder in Leipzig zwei Stunden (!) zu liegen oder den Umweg über Kassel (!) zu nehmen und sich bei dieser Gelegenheit zwei Stunden (!) in Kassel zu amüsieren. Wer sich dem nicht aussetzen will, tut schon gut, gleich über Berlin zu fahren, was außer der erheblich längeren Strecke doppelten Zuschlag in der höchsten Stufe kostet. Weshalb keine (möglichst flott fahrenden!) direkten Züge von Breslau (evtl. Oberschlesien) bis Köln (der Kurzwagen hört vorher auf), bis Frankfurt a. M. (evtl. Basel) und München (hört in Dresden auf) verkehren, ist wirklich nicht abzusehen. Der (als Hauptverbindung nach dem Westen wichtige) Verkehr Breslau—Leipzig wird dadurch behindert, daß er (mit einer Ausnahme) über Dresden geführt wird, wobei Dresden-Neustadt (wegen des Zuschlags!!) Umsteigestation ist; hat man nicht zufällig direkten Wagen und dort auch Platz bekommen, so hat man also das Vergnügen, mindestens zwanzig Minuten auf dem zugigen Bahnsteig zu warten und sich dann in den von Dresden-Hauptbahnhof kommenden, meist überfüllten Zug zu pressen (nur beiläufig sei darauf hingewiesen, daß der Zug infolge der nun einmal geltenden Regelung nach 3 Minuten Fahrt in Dresden-Neustadt bereits wieder längeren Aufenthalt nehmen muß).

Was die Verbindungen mit der Provinz anlangt, so hatte ich erwartet, in dem industrie-reichen Schlesien ähnlich günstige Verhältnisse zu finden, wie westlich der Elbe. Tatsächlich geben diese Verbindungen dem nichts nach, was mir von dem rein agrarischen und deshalb verkehrsarmen Ostpreußen leider nur allzu bekannt war. Wie dort erfordern Reisen in die Provinz selbst bei Entfernungen unter 100 Kilometer vielfach den Aufwand eines vollen Tages. Und wenn ich geglaubt hatte, es sei wenigstens für den Verkehr Schlesiens mit dem schlesischen Gebirge großzügig gesorgt, dann kam ich aus dem Staunen gleich gar nicht heraus. Man fährt nach dem von Breslau in der Luftlinie nicht ganz 30 Kilometer entfernten Zobten eine Stunde. Nach dem nicht ganz 90 Kilometer entfernten Eulengebirge fährt man im günstigsten Fall (beschleunigter Personenzug) noch immer fast drei Stunden; während auch die für den Gebirgsverkehr bestimmten Züge auf der Strecke endlos oft halten, fahren sie vielfach ohne Halt fast 20 Kilometer um Breslau herum, so daß man genötigt ist, von und zum Hauptbahnhof zu fahren, auch wenn man dicht bei einer der überfahrenen Haltestellen wohnt. In dasselbe Kapitel gehört es, wenn (es soll das angeblich aus verkehrstechnischen Gründen nicht möglich sein) die Züge von Breslau nach dem Riesengebirge nicht mehr wie vor dem Kriege über Bolkenhain—Merzdorf geführt werden, so daß der Reisende genötigt ist, den Umweg durch das Waldenburger Industriegebiet zu machen. Das bedeutet in jedem Fall ein Mehr von 26 Kilometer, die man unnötig bezahlen muß, von dem Zeitverlust ganz zu schweigen, der namentlich dann peinlich ist, wenn man, wie leider so oft, auf einen Personenzug angewiesen ist. Und da die überfüllten Züge auch den Lokalverkehr des Waldenburger Industriegebiets bewältigen müssen, kann man sich ja ungefähr ein Bild machen, wie erholsam es ist, wenn man Sonntagabends vom Gebirge nach Hause fährt. Die direkte Verbindung zwischen Breslau und dem Riesengebirge geht, wenn schon einmal über Waldenburg gefahren werden soll, nicht nach Hirschberg weiter, sondern über Dittersbach—Landeshut—Schmiedeberg. Auf dieser Strecke verkehren aber nur ganz wenig Züge mit meist völlig unmöglichen Anschlüssen, so daß man mehr oder weniger doch immer erst nach Hirschberg fahren muß, um von dort wieder 15—20 Kilometer zurückzureisen. Ähnlich liegt es, wenn man von Liegnitz nach dem Riesengebirge will. Der Autoomnibus fährt die Strecke Liegnitz—Hirschberg direkt (etwa 60 km) in zwei Stunden. Die Eisenbahn braucht auf dem kürzesten Wege über Goldberg—Merzdorf (82 km) 3—4 Stunden. Man kann aber auch über Striegau—Königszelt (124 km) fahren und schafft es dann, wenn man Schnell- oder Eilzug hat, in $2\frac{1}{2}$ Stunden. Da der Reisende heute rechnet, zumal in Schlesien, schlägt die sich in solcher Verkehrspolitik äußernde Nationalökonomie notwendig gegen die Eisenbahn selbst aus; der Hauptgeschädigte sind freilich die schlesischen Gebirge, denen auf diese Weise selbst die Schlesier um so mehr entfremdet werden, als die Sonntagskarten bei der relativ großen Entfernung der Gebirge von den Städten viel zu kurze Geltungsdauer haben.

Was die Gütertarife anlangt, so habe ich nur eine einzige, dafür aber geradezu erbitterte Stimme dahin gehört, daß die Staffeltarife der Reichsbahn der Wirtschaftsferne des Ostens und speziell Schlesiens in keiner Weise Rechnung tragen, also seine Konkurrenzfähigkeit immer sicherer untergraben. Die im Ostprogramm als Ausgleich in Aussicht genommene Frachterstattung wird nach den damit in Ostpreußen gemachten Erfahrungen als unzweckmäßig bezeichnet.



Im Waldenburger Bergland
Lichtbild von Helmut Alfred Schreck
(Peterswaldau)

Es paßt ganz in dieses Bild, daß man im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen hört, die Eisenbahnverwaltung beabsichtige, in Breslau und Gleiwitz Werkstätten zu schließen; den beteiligten Gemeinden soll die Sache schmackhaft gemacht werden, indem den entlassenen Arbeitern durch ein Übergangsgeld der Übergang zu einem andern Beruf erleichtert werden soll — als ob es in Schlesien überhaupt möglich wäre, Arbeitslose unterzubringen!

Mit voller Absicht bin ich auf diese Fragen etwas ausführlicher eingegangen, weil es sich hier sowohl ganz allgemein, wie insbesondere für Schlesien um ein Kernproblem handelt, von dessen Stand unendlich vielleitere Fragen abhängen. In dem Stand der Verkehrsfrage zeigt

sich geradezu, ob die Verwaltung ihre Aufgabe erkannt hat. Und wenn manche der gerügten Mängel auf die derzeitige Gebundenheit der Reichsbahnverwaltung zurückzuführen sein mögen — es blieben noch genug Abhilfemöglichkeiten, woffern man nur helfen will. In diesem Zusammenhang sei abschließend allein darauf hingewiesen, daß die schlesischen Bäder auf eine einzige Verbindung am Tage angewiesen zu sein pflegen und infolgedessen vom Reiche kaum erreichbar sind.

Aber auch sonst könnte manches erheblich anders ein. Die Siedlung hat nicht mehr geleistet wie überall sonst, und das ist bekanntlich wenig. Im Gegensatz zu Königsberg ist für die Breslauer Universität so gut wie nichts geschehen, so daß hier eine Raum- und Institutsnot sondergleichen herrscht. Der Schaffung einer Handelshochschule in Breslau steht das preußische Handelsministerium ablehnend gegenüber, da für den Osten die Handelshochschule in Königsberg genüge. Ebenso wurde Breslau zugunsten Königsbergs in der Frage der berufspädagogischen

Institute zurückgesetzt. In beiden Fällen bedeutete das die Verkümmерung hoffnungsvoller örtlicher Ansätze. Um die Breslauer Oper mittels eines Staatszuschusses von 150000 RM. über Wasser zu halten, mußte fast ein volles Jahr verhandelt werden. Die bisher einheitliche Provinzialverwaltung wurde, wie schon erwähnt, zerrissen und damit auf der einen Seite ein größerer Kraftaufwand notwendig gemacht, auf der anderen Seite die volle Ausnützung auf die Gesamtprovinz zugeschnittener Institute verhindert, wie bei der Landwirtschaftskammer für Niederschlesien. Wie unnötig durch diese Teilung der Verwaltungsapparat aufgeblätzt wurde, zeigt am besten die Tatsache, daß anschließend ernsthaft der Gedanke einer besonderen Universität und eines Oberlandesgerichts für Oberschlesien auftauchen konnte. Und im Reichsrat stimmen vielleicht Ober- und Niederschlesien gegeneinander, was sich besonders dekorativ macht, wenn es sich um Fragen handelt, an denen Gesamtschlesien gleichmäßig beteiligt ist.

Es muß hier dahingestellt bleiben, unter welchen Gesichtspunkten diese Schaffung einer Provinz Oberschlesien jemals sinnvoll war. Sicher ist, daß die Verwirklichung des ursprünglichen Gedankens infolge der Zerreißung Oberschlesiens nicht mehr möglich war. Wenn man trotzdem in einer Zeit, die stärkste Zusammenfassung aller Kräfte fordert, mit einer z. T. ganz willkürlichen Grenzziehung die Provinz Oberschlesien einrichtete, so beruht das auf einem jener vielen psychologischen Fehler, die fortgesetzt in Berlin gemacht werden und, was die schlesische Frage anlangt, jene sachlichen Versäumnisse erst so schwerwiegend machen. Dazu ist hier zu sagen, daß man sich im allgemeinen außerhalb Schlesiens ein recht falsches Bild von der Psyche des Schlesiers zu machen pflegt. Man stellt ihn sich gern als dumm, gutmütig, gleichgültig und leicht lenkbar vor. Tatsächlich gibt es einen solchen Typ des „Schlesiers“ überhaupt nicht. Ebenso darf man den in ihm, speziell dem Oberschlesier, waltenden östlichen Zug nicht zu hoch veranschlagen. Daß, ganz allgemein gesprochen, die schlesische Bevölkerung nicht als dumm anzusprechen ist, zeigen ihre Leistungen zu Hause und außerhalb. Sie ist auch durchaus nicht so ganz leicht zu behandeln. Zeuge dessen sind die in ihr nun einmal vorhandenen starken Gegensätze, die für die preußische Verwaltung ein um so schlechteres Zeugnis darstellen, als im allgemeinen mit dem Schlesier ganz gut auszukommen ist, wenn man ihn zu behandeln versteht. Er ist Vernunftgründen zugängig. Er kann aber auch sehr unangenehm werden und schreckt gegebenenfalls vor plötzlichen Entscheidungen von größter Tragweite nicht zurück.

So gesehen, war es nicht gut, daß für Ostpreußen viel getan wurde, während Schlesien das Nachsehen hatte. Es war nicht gut, daß man sich in Berlin der Einsicht verschloß, die Not in Schlesien sei mindestens ebenso groß, wenn nicht — was ich auf Grund langjähriger Beobachtung nur bestätigen kann — noch größer als in Ostpreußen. Es war nicht gut, daß Schlesien im Ostprogramm wieder stiefmütterlich behandelt werden und insbesondere Breslau ganz ausfallen sollte, obwohl es die notleidendste Stadt Deutschlands ist. Es war nicht gut, daß ausgerechnet dieses Breslau 1927 verhindert wurde, eine von den städtischen Körperschaften zur Deckung werbender Ausgaben bewilligte und von den Aufsichtsinstanzen genehmigte große Auslandsanleihe unterzubringen; die Folge war, daß sie nachher nicht mehr untergebracht werden konnte und deshalb noch heute als schwebende Schuld die Breslauer Stadtirtschaft schwerstens beeinträchtigt. Es war nicht gut, daß man in Berlin die steigenden Erwerbslosen- und Konkursziffern sowie die korrespondierend sinkenden Ziffern der Steuerergebnisse Schlesiens

nicht oder nicht genügend beachtete, mit denen es zusammenhängt, daß in den so gern als „gefährdet“ bezeichneten niederschlesischen Grenzkreisen eine wirkliche Gefahr entstanden ist: Polen und noch mehr Tschechen haben sich dort während der letzten Jahre in einem geradezu Besorgnis erregenden Maße festsetzen können.

An diesem Punkte aber ist der Schlesier besonders empfindlich. Er hängt an seiner Heimat, wie er das bei der oberschlesischen Abstimmung bewiesen hat. Und er soll sich diese Heimat unter staatlicher Ägide Stück für Stück entreißen lassen? So will es verstanden sein, wenn in Zusammenhang mit der scheinbar so nebensächlichen Breslauer Opernfrage dem Schlesier die Galle überlief. Er sah an den Zuschüssen für die Staatstheater und für Ostpreußen, daß für kulturelle Zwecke Geld vorhanden ist. Für den Kampf im Osten ist aber das kulturelle Problem von der allergrößten Tragweite. Deshalb wurde entscheidend, daß für die Erhaltung ausgerechnet der Breslauer Oper nichts da sein sollte, wobei man obendrein erfuhr, daß es falsch gedeutet wurde und wird, wenn Schlesien um seine Not nicht solches Geschrei macht, wie es von Ostpreußen geschah und geschieht. Jetzt fiel das böse Wort, für Ostpreußen sei gesorgt, weil der preußische Ministerpräsident seine Heimat nicht im Stiche lasse, während Schlesien sehen könne, wo es bleibe. Und da man sich schon vorher wieder der Wertung Schlesiens als des „Peru der preußischen Könige“ zu erinnern begonnen hatte, konnte denn jetzt zur selben Zeit an mehreren Stellen gleichzeitig der Gedanke ausgesprochen werden, Schlesien sei nur zu helfen, wenn es die Stellung eines „Reichslandes“ erhalte.

Es handelt sich insoweit zunächst nur um ein Schlagwort. Sein Kern ist eine, menschlich durchaus verständliche, Reaktion auf die seitherige Einstellung der Zentralstellen zu Schlesien. Es gewinnt einfach das Gefühl eines — wenn auch nicht Verraten- und Verkaufseins, so doch eines — Verlassenseins durch Preußen Ausdruck, zu dem Schlesien um so weniger Anlaß gegeben hat, als es stets zu Preußen hielt und diese seine Treue bei der oberschlesischen Abstimmung abermals zum Ausdruck brachte. Und so beginnt man denn mit dem Gedanken zu spielen, man müsse die Geschicke des Landes von denen Preußens trennen.

Wie bei jeder gefühlsmäßigen Reaktion unterlaufen hierbei recht viel Unklarheiten.

Vor allem setzt man Preußen viel zur Last, worauf es heute allenfalls nur noch indirekten Einfluß hat, weil es sich um Reichsangelegenheiten handelt. Das gilt z. B. für die Liquidierung des Zollkriegs mit Polen, die Regelung der Erwerbslosenfürsorge und die Aufnahme von Auslandsanleihen der Kommunalverbände, vor allem aber hinsichtlich der für Schlesien so wichtigen Eisenbahnverwaltung. Man zerbricht sich auch nicht viel den Kopf darüber, ob die gegenwärtige Struktur des Reichs der Bildung eines „Reichslands Schlesien“ zuträglich ist; um nur eine einzige der hierhergehörenden Fragen zu erwähnen: soll sich etwa das Reich eine besondere Schulverwaltung einrichten, um für Schlesien die seither Preußen insoweit obliegenden Funktionen, und wäre es auch nur die Aufsicht, zu übernehmen? Ebenso wird nicht in Rechnung gestellt, daß Schlesien als Reichsland nicht entfernt die Deckung und Stoßkraft besäße, wie als preußische Provinz; ob das Reich in der Lage und gewillt wäre, hier einen Ausgleich zu schaffen, bliebe zunächst und ganz allgemein gesprochen mindestens dahingestellt. Besonderes Gewicht hätte das hinsichtlich der finanziellen Fundierung Schlesiens; es ist noch sehr die Frage, ob sich Schlesien als Reichsland finanziell besser als seither stünde,

ganz zu schweigen davon, daß eine Trennung von Preußen eine Auseinandersetzung wegen der preußischen Investitionen notwendig machen würde. Auch bliebe es eine Frage für sich, inwieweit etwa Ober- und Niederschlesien wieder verwaltungsmäßig zusammenzubringen etwa nötig und möglich wäre.

Nicht minder unklar sind die bei jenem Schlagwort hinsichtlich des wirtschaftlichen Fundaments Schlesiens unterlaufenden Vorstellungen. Wie bei der oben erwähnten Erwägung des Jahres 1808, Schlesien könne und solle die Führung in Preußen übernehmen, spielt der Gedanke eine Hauptrolle, Schlesien sei ein in sich geschlossener Wirtschaftskörper, der auch für sich allein existieren könne, und deshalb müsse mit der Trennung von Preußen notwendig alles besser werden. Tatsächlich liegen in der geographischen Lage und der natürlichen Be- schaffenheit Schlesiens wirtschaftliche Möglichkeiten, die sich unter den entsprechenden äußeren Bedingungen entsprechend auswirken können. Aber ein geschlossener Wirtschaftskörper ist Schlesien nie gewesen. Seine Blüte vor dem Krieg beruhte darauf, daß es ein Mittelpunkt bestimmter wirtschaftlicher Beziehungen geworden war. Deren Grundlage waren die durch den Wirtschaftsprotektionismus der letzten Jahrzehnte vor dem Krieg geförderten Entfaltungsmöglichkeiten innerhalb der europäischen Großmacht Preußen, die sich das Deutsche Reich für ihre Zwecke geschaffen hatte. Die Kriegs- und Nachkriegszeit hat aber dieses Fundament und die auf sie gebaute Wirtschaftsordnung zerstört — was ja mit einer Hauptursache dafür ist, daß gerade Schlesien sich in so wenig erfreulicher wirtschaftlicher Lage befindet. Nur darf man nicht alle Not Schlesiens hierauf zurückführen wollen, die z. B. bei der Landwirtschaft und dem Textilgewerbe doch nur Teilerscheinungen einer internationalen Krise darstellen.

Trotzdem wäre es verfehlt, wollte man nun die Forderung eines „Reichslandes Schlesien“ als ähnliche Utopie wie den vor einigen Jahren von interessanter Seite ausgespielten Gedanken einer Autonomie für Ostpreußen unbesehen beiseite schieben. Dafür liegen die beiden Fälle doch zu verschieden. In Schlesien spricht nicht, wie seinerzeit in Ostpreußen, nur eine bestimmte verärgerte Oberschicht oder gar nur das eine oder andere ihrer Mitglieder. Weiter ist zu beachten, daß Ostpreußen die preußische Stammzelle ist; wie sehr, das habe ich in meinen acht Königsberger Jahren zur Genüge studieren können. Eine Lösung Ostpreußens vom übrigen Preußen bedeutete ein Sichzurückziehen auf den seinerzeitigen Ausgangspunkt und damit eine völlige Isolierung. Eine derartige autonome ostpreußische Insel ist heute nicht mehr lebensfähig und würde von seinen nichtdeutschen Nachbarn erdrückt werden, denen mit einer solchen Isolierung Ostpreußens nur ein Gefallen getan werden könnte. Anders steht es um Schlesien. Es ist Preußen nur angegliedert worden und kann von ihm um so leichter wieder getrennt werden, als es auch ohne die Zugehörigkeit zu Preußen mit dem Reich verbunden bliebe, und das sogar über Grenzen, die es zu sehr erheblichen Teilen nicht mit Preußen gemeinsam hätte. Überdies ist Schlesien infolge des Verlustes der Hauptteile von Posen und Westpreußen heute wirtschaftlich bei weitem nicht mehr so stark auf preußisches Gebiet radiziert wie früher. Sein Verkehr mit nichtpreußischen Teilen des Reichs ist schon beinahe wichtiger geworden. Seine Lage und Bodenschätze ermöglichen ihm vielleicht auch als autonome deutsche Halbinsel Lebens- und sogar Entfaltungsmöglichkeiten. Umgekehrt ist die heutige Beschränkung dieser seiner Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten doch nur die Folge des



Beispiel eines barocken
Kircheninneren

Zusammenbruchs Preußens als europäische Großmacht und als des führenden Faktors im Reich; als drastischer Beleg darf in letzterer Hinsicht angeführt werden, daß die preußischen Zentralstellen selbst dort, wo sie Schlesien helfen wollten, ihm mitunter nicht helfen konnten, wie z. B. in der erwähnten Frage der Breslauer Auslandsanleihe.

So gesehen, wird doch wohl zunächst zu fragen sein, ob dem Schlagwort „Reichsland Schlesien“ nicht vielleicht doch ein vernünftiger Sinn innwohnen oder abgewonnen werden könnte, wobei an der Wurzel der schlesischen Not anzusetzen wäre. Scheiden wir hierbei die einfach als Tatsache hinzunehmende Verschiebung in der äußeren Machtposition Preußens aus, so bleibt, da Schlesien sich ja zum Reiche bekennt, als berechtigter Kern die Auflehnung dagegen übrig, daß unsere Staatskonstruktion nicht einheitlich ist und unter dieser Staatskonstruktion Schlesien notleidet. Damit mündete jenes Schlagwort geradezu in die Frage der Reichsreform ein, die es vielleicht sogar in Gang zu bringen bestimmt sein könnte. Denn im Mittelpunkt der Frage der Reichsreform steht das seither nicht gelöste Problem des Verhältnisses zwischen Preußen und dem Deutschen Reich.

**Langhans d. Ae.: Ev. Kirche in Münsterberg
1796/97**



Beispiel eines klassizistischen Kircheninneren

Die Väter der Weimarer und der preußischen Verfassung wollten dieses Problem nach der Seite einer Schwächung Preußens und einer stärkeren Verselbständigung der preußischen Provinzen lösen. Zu der dazu notwendigen Provinzialautonomie ist es seither in Preußen nicht gekommen. Man hat statt dessen vereinzelt zunächst wieder den aus dem Jahre 1848 stammenden Verschlag propagiert, Preußen als Reichsland zu verwalten. In seiner alten Gestalt war und ist dieser Gedanke heute nicht durchführbar, weshalb man jetzt mehr an eine organisatorische Verbindung zwischen Preußen und dem Reich denkt, wie sie umgekehrt in den „Grundzügen“ enthalten waren, die Bismarck am 15. Dezember 1866 bei der Eröffnung der Beratungen über die Norddeutsche Bundesverfassung vorlegte; die gemeinsamen d. h. Bundesgeschäfte sollten dort von den preußischen Ministerien miterledigt werden, während jetzt die preußischen mit den Reichsministerien vereinigt werden sollen. Der zur Beratung der Reichsreform eingesetzte Unterausschuß der Länderkonferenz verband im letzten Winter diesen letzteren Gedanken wieder mit dem der Provinzialautonomie, indem er gleichzeitig vorschlug, daß die preußischen Provinzen die Stellung von Ländern im Sinne der Reichsverfassung erhalten sollen. Da für sie aber

nur beschränkte Kompetenzen vorgesehen sind, würden sie nach diesen Vorschlägen geradezu eine Art von „Reichsländern“ darstellen.

Auf den ersten Blick scheint es fast, als füge sich die Forderung eines „Reichslands Schlesien“ geradezu in diesen Rahmen ein. Um so mehr möchte man einer derartigen Annahme zuzuneigen versucht sein, als die erwähnten Vorschläge des Unterausschusses der Länderkonferenz fast zur gleichen Zeit bekannt wurden, in der das „Reichsland Schlesien“ gefordert wurde. Von da aus läge dann der Schluß nahe, daß vielleicht sogar gemeint sein möchte, es solle in Schlesien eine Probe auf die Richtigkeit jenes Exempels gemacht werden.

Aber mit diesen Annahmen befände man sich sehr im Irrtum. Denn die preußischen Provinzen sollen nach den Vorschlägen jenes Unterausschusses nur in bestimmten Hinsichten verselbständigt werden, während sie in anderen Hinsichten nach wie vor außer durch das Reich durch die gesamtstaatliche Verbindung modifiziert würden, wobei einzig an die Stelle der seitherigen preußischen künftig die Reichsinstanzen treten würden. Den Ballast der Eingliederung in ein Gesamtpreußen soll das „Reichsland Schlesien“ aber doch gerade nicht mehr mitzuschleppen haben. Man wünscht ihn auch nicht dadurch abzustreifen, daß man die Stellung eines Landes im Sinne der Reichsverfassung d. h. als Staat erhält. Man wünscht „Reichsland“ zu werden und innerhalb des Reichs eine Art von Sonderdasein zu führen, wie man es in österreichischer Zeit, vor der Eroberung durch Preußen, geführt hatte. Damit fällt jenes Postulat völlig aus dem Rahmen der für die Länderkonferenz gemachten Vorschläge heraus und jenes Zusammentreffen ist ein rein zufälliges.

Es bliebe so die Frage, ob sich die Forderung eines „Reichslands Schlesien“ nicht nachträglich in jenen Rahmen einfügen ließe, wie er sich für die Frage der Reichsreform nach den Vorschlägen des Unterausschusses der Länderkonferenz darstellt, oder wie sonst etwa das „Reichsland Schlesien“ in der Frage der Reichsreform eine Rolle spielen könnte.

Insoweit kann man gar nicht nüchtern genug denken. Wenn es um jene ganz großen Fragen geht, treten die Heimatliebe und die Reichstreue des Schlesiers gegenüber ganz anderen Faktoren in den Hintergrund. Diese letzteren sind es, von denen aus sich entscheidet, ob die Vorschläge jenes Unterausschusses selbst nur bei den beteiligten Länderregierungen und der Länderkonferenz als solcher Zustimmung finden würden. Bis zur Niederschrift dieser Zeilen sah es nicht so aus, als ob dort sonderliche Erwärmung dafür bestände, zumal noch nicht einmal die preußische Regierung geneigt zu sein schien, sich die dortigen Vorschläge zu eigen zu machen, obwohl sie gerade von einem preußischen Vertreter beeinflußt worden waren. Und wenn man sich auch inzwischen innerhalb der Länderkonferenz in dem angedeuteten Sinne verständigt hat, so bleibt jetzt noch immer die Frage, ob die anderen Faktoren im Reich mitzugehen geneigt sind, und wenn ja, ob man noch Zeit und Lust haben wird, die Durchführbarkeit der zu vereinbarenden Lösung irgendwo auszuprobieren. Die Not brennt uns in Deutschland allenthalben in einer Weise auf den Nägeln, daß ein solches Experimentieren recht unwahrscheinlich ist, wofür sich nur überhaupt eine Lösung der Frage der Reichsreform zu bieten scheint. Sollte man aber wider Erwarten doch erst noch einen solchen Versuch zu machen wünschen, so ist, von älteren Meldungen ganz abgesehen, nicht sehr wahrscheinlich, daß man sich dafür gerade eine preußische Provinz aussuchen würde; denn dazu bedürfte es, wie vorhin schon angedeutet wurde, erst noch organisatorischer Vor-

arbeit innerhalb des Reichs. Und was gerade Schlesien anlangt, so käme hinzu, daß es ja doch eben erst verwaltungsmäßig zerlegt worden ist. Überdies empfiehlt vom Standpunkt des Reichs aus gerade die besondere Lage Schlesien nicht als Versuchsobjekt.

Dazu ist daran zu erinnern, daß die sich sonst leicht als Gunst auswirkende geographische Lage Schlesiens das wirtschaftliche Wohlergehen des Landes heute genau so wie früher mehr oder weniger von dem Verhältnis zu seinen Nachbarn im Norden und Süden abhängig macht. Die obigen geschichtlichen Rückblicke haben gezeigt, wie sehr sich diese Abhängigkeit im Laufe der Zeit immer wieder bemerkbar gemacht hat. Die heutigen Nachbarn Schlesiens sind kühlere Rechner, als es die Wiener Geheimräte von einst waren. Sie können sich nach Maßgabe ihres jeweiligen Kalküls wohlwollend zu einem verselbständigt Schlesien stellen, sie können es aber auch unter noch größeren Druck nehmen als seither. Je nachdem wird Schlesien aufblühen oder in noch schwierigere Verhältnisse kommen. Für die Gesamtpolitik des Reichs bedeutet deshalb eine Verselbständigung Schlesiens eine schwere Belastung, und am Ende steht die Möglichkeit einer völligen Lösung Schlesiens vom Reiche — sei es daß ein aufblühendes Schlesien aus naheliegenden Gründen vom Reich nichts mehr wissen will, sei es daß das Reich weitere Mittel in ein Danaidenfaß zu schöpfen ablehnen und Schlesien sich selbst, d. h. seinen slawischen Nachbarn überlassen müßte. Die Oder war ja schon einmal Grenze zwischen Polen und Böhmen. Beiläufig bemerkt verbirgt sich die angedeutete Gefahr hinter dem gesamten Ostproblem, innerhalb dessen ja die schlesische Frage nur einen Ausschnitt bildet; und erst unter diesen Gesichtspunkten zeigt sich, wie bedenklich die seitherige Behandlung dieser Fragen war. Besonders bedenklich war es, daß gelegentlich der oberschlesischen Abstimmungen an recht untergeistige Triebe appelliert wurde. Den Geist, den man damals rief, wird man jetzt nicht wieder los. Er spielt auch in dem Schlagwort „Reichsland Schlesien“ seine Rolle und ist geeignet, ihm einen recht häßlichen Sinn zu geben. Denn nach den Erfahrungen, die man in Schlesien seit jenen Abstimmungen hat machen müssen, liegt der Gedanke nicht ganz abseits, jenes Schlagwort möchte bestimmt sein oder könnte doch die Bestimmung erhalten, die Reichsinstanzen gegen Preußen auszuspielen und unter dem angedeuteten Gesichtspunkt in eine Zwangslage zu versetzen: zahlt — oder wir gehen unsere eigenen Wege.

Stellt sich aber auch nur der Möglichkeit nach die Forderung eines „Reichslands Schlesien“ also dar, so verliert ihr gegenüber auch die immer wieder betonte Reichstreue des Schlesiens jeden Wert. Was sich heute gegen Preußen richtet, kann sich morgen unmittelbar auch gegen das Reich richten, das ja heute schon für sehr viel verantwortlich zu machen ist, was Preußen angekreidet wird. Auf solcher Basis wird man um so weniger auf Gegenliebe in Berlin zu rechnen haben, als die Verquickung der schlesischen Frage oder gar des ganzen Ostproblems mit der Frage der Reichsreform alles andre als glücklich ist. Mit der Stellung Schlesiens als Reichsland in jenem Sinne einer größeren Verselbständigung ohne den Rückhalt, den ihm heute Preußen bietet, ist Schlesien nur höchst bedingt, dem Reich aber gar nicht geholfen.

Anders stellt sich das Bild, und so ist auch ein Weiterkommen möglich, wenn man dem Gang der Dinge im Reich, insbesondere hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Preußen und dem Reich, nicht voreilt, sondern sich darauf beschränkt, die in der Vergangenheit gemachten Fehler zu vermeiden. Das bedingt dann großzügigste Inangriffnahme der oben angedeuteten

Möglichkeiten durch Reich, Preußen und Schlesien. Mit dem bißchen Fürsorge für Schlesien, wie es das Ostprogramm plant, ist es da nicht getan. Man wird sich klar zu werden haben, daß ein einseitig agrarisch zugeschnittenes Hilfsprogramm für Schlesien nicht entfernt ausreicht. Es ist unter den heutigen Verhältnissen einfach nicht richtig, daß jedermann Geld habe, wenn der Bauer Geld hat. Die Frage ist überdies, ob das heutige Programm selbst nur dem Bauern ausreichend Geld bringt, und ob es nicht gleichzeitig dem Handel sowie der Industrie neue schwere Nackenschläge versetzt. Man wird sich weiter darüber klar zu werden haben, daß die seither bekannt gewordenen Pläne hinsichtlich der Durchführung des Ostprogramms wieder einmal das behördliche Durcheinander erkennen lassen, das zu einem sehr erheblichen Teile eine Hauptquelle der heutigen Zustände ist. Eine wirkliche Zusammenfassung aller Kräfte ist nötig. Es geht einfach nicht mehr, daß Reichsbehörden und Reichsbehörden gegeneinander arbeiten, wie z. B. Eisenbahn und Post, die heute noch nicht einmal ein gemeinsames Lokalkursbuch zustande bringen oder gegenseitig Auskunft über die Anschlüsse erteilen. Ebensowenig geht es an, daß Reichs- und preußische Behörden, Staats- und Kommunalbehörden, Ober- und Niederschlesien und andere Kommunalverbände sich gegenseitig hemmen. Und wenn man will, läßt sich doch schon heute so unendlich viel nach dieser Richtung erreichen; man denke daran, daß Preußen mit Hamburg und Bremen sogar trotz der trennenden Staatsgrenzen vorangekommen ist, weil man vorankommen wollte. Vor allem aber wird nötig sein, daß man sich in Schlesien weit mehr als seither auf sich selbst besinnt und im Wege der Selbsthilfe Aufgaben zu lösen unternimmt, hinsichtlich deren man seither auf Staatshilfe hoffte. Auch insoweit schlummern noch viele Möglichkeiten, wenn man nur wirklich will. Man denke allein, was durch Selbsthilfe hinsichtlich des Verkehrsproblems geleistet werden kann, zumal wenn die schlesischen Großgrundbesitzer in wohlverstandenem Eigeninteresse die nötigen Folgerungen zu ziehen verstehen. Die nötigen Verbindungen werden notfalls als private Kraftlinien eingerichtet werden müssen, wobei man sich auch dadurch, daß die Eisenbahn gegen diese Konkurrenz den Gesetzgeber anruft, nicht abschrecken lassen darf. Und in diesem Zusammenhang erhält auch das Schlagwort „Reichsland Schlesien“ einen etwas anderen Sinn. Man muß sich dazu nur daran erinnern, daß schon heute jede der beiden schlesischen Provinzen (wie alle anderen preußischen Provinzen auch) je einen Vertreter im Reichsrat hat. Damit sind sie schon heute eine Art von „Reichsland“. Genau so, wie die beiden schlesischen Provinzen zahlreiche Aufgaben in Angriff zu nehmen berechtigt sind, hinsichtlich deren man heute auf den Anstoß von oben wartet, so sind sie über ihre Reichsratsvertretung in der Lage, auf die Gestaltung des Reichswillens Einfluß zu nehmen. Damit können sich diese Reichsratsvertretungen gewissermaßen als vermittelnder Faktor zwischen Schlesien, Preußen und das Reich einschalten — wenn sie wollen. Was das bedeuten kann, braucht nach den obigen Darlegungen jetzt wohl nicht mehr im einzelnen ausgeführt zu werden.

Aber was auch geschehen mag: es muß raschestens geschehen, wenn Schlesien überhaupt noch geholfen werden soll. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit zum Erwägen; es muß jetzt endlich gehandelt werden. Von dem, was jetzt geschieht, wird es mit abhängen, ob es künftig noch die Frage nach dem Verhältnis zwischen Schlesien, Preußen und dem Reich geben und wie dieses Verhältnis aussehen wird.

1. Langhans d. Ae., Palais Hatzfeldt
(heutiges Oberpräsidium)

Photo Staatl. Bildstelle, Breslau

Klassizismus und Schlesien

Von Franz Landsberger

Schlesische Gotik, schlesischer Barock, das sind allgemach vertraute Begriffe geworden; von schlesischem Klassizismus dagegen ist noch wenig bekannt. Und doch ist die Rolle, die Schlesien in dieser Kunstbewegung gespielt hat, ganz auffallend groß. Nicht nur, daß es in Schlesien selbst eine Anzahl vorzüglicher Bauwerke dieses Stils gibt; auch das Wirken schlesischer Künstler im übrigen Deutschland, die Beziehungen fremder Künstler zu Schlesien sind damals merkwürdig eng gewesen. Es ist die Zeit, da Schlesien aus österreichischer in preußische Herrschaft übergegangen ist, und da an dieser Stelle auch sonst von den Veränderungen die Rede ist, die im Gefolge dieser neuen politischen Situation sich ergaben, mag auch von dem neuen Stil gesprochen werden, der sich bald nach der preußischen Besitzergreifung entfaltet hat.

Zunächst die wenig bekannte Tatsache, daß der Künstler, der mit der Berliner Oper von 1741 den frühesten klassizistischen Bau auf deutschen Boden gestellt hat, daß Knobelsdorff dem Stamme nach Schlesier ist. Seine Vorfahren saßen seit vielen Jahrhunderten zu Ochel-Hermsdorf bei Grünberg, und erst die Bedrückungen, unter denen nach dem 30jährigen Kriege die evangelische Religionsübung zu leiden hatte, waren der Anlaß, daß der Vater des Architekten 1690 seine Heimat verließ, um kurbrandenburgischer Untertan zu werden. Er vermählte sich 1697 mit der Schlesierin Barbara von Haugwitz, die aus dem Hause Guhren im Guhrausischen stammte, und 1699 wurde ihnen auf dem väterlichen Gute Kuckädel im Kreise Crossen Georg Wenceslaus von Knobelsdorff geboren. Knobelsdorff war zuerst Offizier, dann Maler, endlich wurde er Architekt und als solcher der von dem jungen Friedrich dem Großen bevorzugte

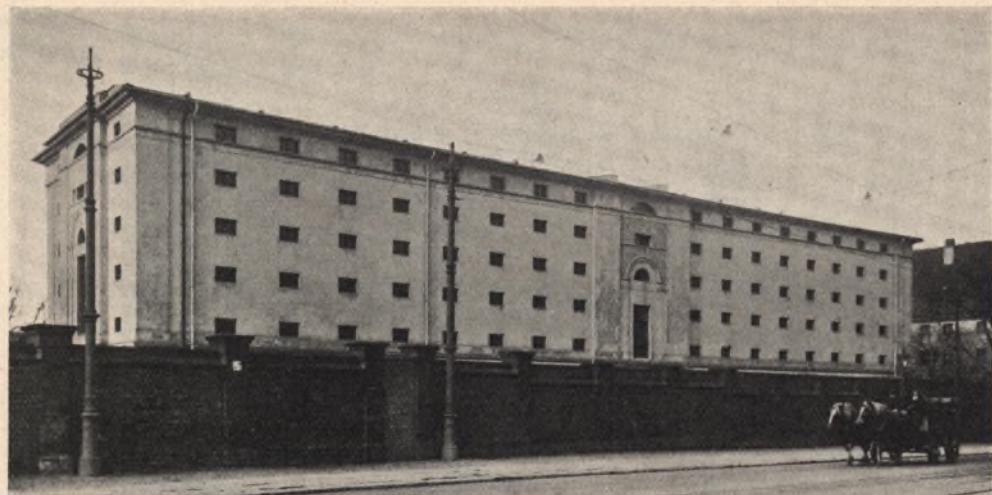




Künstler. „Il aimait la noble simplicité des Grecs“, sagte der König von ihm, als er dem schon 1753 Verstorbenen die Lobrede hielt, die 1754 in der *Histoire de l'Academie Royale des Sciences et Belles Lettres* erschien. Die „edle Einfalt der Griechen“, das war eine Charakteristik, die bald zum Modewort werden sollte, seitdem ein Jahr später — ich vermute in Erinnerung an den Ausdruck des Königs — Winckelmann „edle Einfalt und stille Größe“ als Kennzeichen der Griechen genannt hatte. Es war dies in seiner ersten Schrift, den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“, einem Werke, das den bis dahin nur leise glimmenden Klassizismus zur hellen Flamme entfachte.

Aber wie merkwürdig nun, daß auch in Winckelmann schlesisches Blut rollte! Seine Vorfahren väterlicherseits waren Schlesier; der Vater, ein einfacher Schuster, war noch 1686 in Brieg zur Welt gekommen, später erst war er nach Stendal in der Altmark gezogen, hatte hier eine Stendalerin geheiratet. 1717 war dieser Ehe Johann Joachim Winckelmann entsprossen, der „Schöpfer der Kunstgeschichte“, wie man ihn nach seinem Hauptwerke, der *Geschichte der Kunst des Altertums*, mit Recht genannt hat. Carl Justi, der seinem großen kunsthistorischen Ahnherrn eine ausgebreitete Lebensbeschreibung gewidmet hat, sagt von seiner doppelten Abstammung: „Es hatte hier eine Kreuzung schlesischen und märkischen Blutes stattgefunden, und wer sich das Vergnügen machen wollte, die Eigenheiten beider Stämme in dem Sprößling dieses Ehebundes zu verfolgen, der würde etwa sagen können, daß Winckelmann von dem Stamm der Mutter den ausdauernden und zähen Willen und den redlichen, offenen und gastfreien Sinn mitbekam. Und wenn er sich „ein Kind im Handel“ nennt, „nicht imstande, eine ansehnliche Figur vorzustellen“ und stets ein abgesagter Feind französischer Höflichkeit ist, so darf man sich erinnern, daß die Bewohner der Altmark ebensowenig durch industriellen Trieb wie durch verfeinerte Sitten hervorragen. Von dem Stamm des Vaters würde er dann die sanguinische Beimischung, eine gewisse nachgiebige Fügsamkeit und die

**3. Langhans d. Ae.
Zuckersiederei
(heut Proviantamt)
in Breslau**



Phot. Hans Semm

konfessionelle Verträglichkeit geerbt haben, welche dem Schlesier von Alters her nachgerühmt wird. Wenn uns aber von unverdächtigen Zeugen versichert wird, daß der Altmärker wenig Phantasie und geistige Beweglichkeit besitze, so würden wir vollends das Beste an unserem Knaben auf die Rechnung des väterlichen Anteils setzen müssen.“ Mit diesen Worten des großen Biographen können wir uns wohl zufrieden geben.

In Schlesien tritt der neue klassizistische Stil besonders kräftig auf. Sein Hauptvertreter ist Carl Gotthard Langhans (1732—1808), der, aus alter schlesischer Familie, in Landeshut als Sohn eines Rektors geboren wurde. Die evangelische Kirche zum Schifflein Christi in Glogau, stärker noch das 1766 begonnene Palais Hatzfeldt in Breslau (das heutige Oberpräsidium), sind die ersten Bauten seines Wirkens (Bild 1). Sie sind eine Absage an allen vorangegangenen Prunk, an allen Ziertrieb, an alle malerische Gelöstheit. Wenn der schlesische Barock die Verbundenheit Schlesiens mit Prag und Wien, also mehr mit südöstlichen Kunststätten bezeugt hatte, so ist der Klassizismus mit seiner Geraadlinigkeit, seiner Schlichtheit, seiner Redlichkeit ein Bekenntnis zum Norden, ein frühes Sichdurchdringen mit dem neuen preußischen Geiste. Als Friedrich der Große sich Schlesiens bemächtigt hatte, ließ er überall Kasernen, aber auch Magazine und sonstige Nutzbauten errichten, ganz einfache Baulichkeiten, denen ihr Zweckcharakter an der Stirn geschrieben stand.

Aber gerade jene Nüchternheit, die hier noch ohne künstlerische Ambitionen auftritt wurde dann im Klassizismus ein ästhetisches Glaubensbekenntnis, als man Waffen brauchte, um gegen den üppigen Barock zu Felde zu ziehen. Wir bringen hier als Probe jenes friderizianischen Nutzbaustyles einen um 1750 entstandenen Kornspeicher auf dem Burgfeld in Breslau (Bild 2). Sehr möglich, daß solche Bauten für Schlesien eine Art Vorschule waren, um den Geschmack der Einwohner auf den neuen Stil vorzubereiten und dadurch sein rasches Eindringen zu ermöglichen, wohl auch, um dem Architekten neue Anregungen zu geben. Auch Langhans ist bisweilen zu solchen Nutzbauten herangezogen worden wie in der hier abgebildeten Zuckersiederei (1771 errichtet, 1826 nach Brand mit Veränderungen wieder aufgebaut), und man wird sich ja heute der Sachlichkeit solcher Bauten besonders verwandt fühlen (Bild 3). Hier ist ein Klassizismus, der nicht in die Vergangenheit blickt, sondern vorwärts weist. War so der



4. Christian Valentin Schultze:
Kavalierhaus in Sagan

schlesische Langhans bereits von preußischer Nüchternheit infiltriert, so haben ihn später die Berliner auch ganz als den ihrigen empfunden, als ihm Friedrich Wilhelm II. neben zahlreichen Bauten die Errichtung des Brandenburger Tors übertrug. Niemals ist der Klassizismus in der preußischen Hauptstadt so machtvoll und selbstbewußt aufgetreten wie in diesem Stadttore, niemals aber auch hat sich ein Bau in so bezeichnender Weise mit dem Stadtcharakter verbunden und dadurch seine Popularität bewahrt.

Andererseits wurde ein Berliner Künstler — oder eigentlicher ein Potsdamer — nach Schlesien geholt, Christian Valentin Schultze (1748—1831). Er kam 1784 nach Glogau und hat diese Stadt sowie die Stadt Sagan mit zahlreichen Bauten geschmückt. Sein Theaterumbau in Glogau ist erst vor kurzem von der störenden Vortreppe befreit worden und zeigt heute erst die ganze Wucht der Erscheinung, wie sie um 1800 dem zur Reife gekommenen Klassizismus eigen war. Von seinen Glogauer Bauten bilde ich das wenig bekannte, weil im Schloßgarten versteckte, Teehaus (Bild 4) ab, von seinen Saganer Werken ein einfaches Wohnhaus, das uns den Klassizismus in seiner glücklichsten Gestaltung zeigt, in der Anpassung an bürgerliche Verhältnisse, d. h. in der Kunst, mit bescheidenen Mitteln einen künstlerischen Eindruck hervorzurufen (Bild 5). Die Beeinflussung durch Berliner Architekten, vor allem durch Heinrich Gentz, ist in diesem Bau unverkennbar.

Heinrich Gentz (1766 bis 1811) einer der Hauptvertreter des reifen Klassizismus um 1800, ist nicht schlesischen, sondern brandenburgischen Stammes. Aber auch er steht mit Schlesien in enger Verbindung. Sein Vater nämlich lebte in Breslau, als Heinrich geboren wurde, ja noch die ganze Kindheit bis zu seinem 13. Jahre verbrachte der Knabe in der schlesischen Hauptstadt; dann erst wurde der alte Gentz als Münzdirektor nach Berlin geholt. Wir mögen uns vorstellen, wie der junge Gentz die eben entstandenen Bauten eines Langhans betrachtet haben wird, um sich mit dem neuen klassizistischen Stile vertraut zu machen. In dem leider abgebrochenen Bau der Neuen Münze in Berlin, in der kurzen Front des Prinzessinnenpalais Unter den Linden, im Festsaal des Weimarer Schlosses hat er dann den Klassizismus zu jener Ernsthaftigkeit und Schwere entwickelt, die den Charakter des Hochklassizismus bestimmen.

5. Chr. Valentin Schultze: Teehaus im Schloßgarten von Glogau



Als Gentz die Münze baute, fühlte er sich bereits von einem Künstler berührt, der schon als Jüngling überall Bewunderung erregte und als das größte Genie in der Baukunst erachtet wurde: dem Pommern aus Hugenottengeschlecht Friedrich Gilly (1772—1800). Leider hat ein früher Tod den jungen Gilly an der Entfaltung seiner wirklich überwältigenden Begabung gehindert, leider hat dazu noch das Unverständnis, das im 19. Jahrhundert gegenüber dem Klassizismus herrschte, auch die wenigen Proben seines ausgeführten Schaffens vernichtet. Man kann in Berlin eigentlich nur noch einen sicheren Bau von ihm zeigen: die gotisierende Meierei im Schloßpark von Bellevue. Wie wenige aber wissen, daß sich auf schlesischem Boden ein weiteres Werk des Künstlers erhalten hat. Riedel in seinem Abbildungswerke: Sammlung architektonischer äußerer und innerer Verzierungen (Zweites Heft, Berlin 1804) erzählt, daß Gilly den Entwurf zu dem Grabmal der Gräfin Maltzahn († 1799) in Dyhernfurth gemacht haben soll und gibt auch eine Kupfertafel des Werkes. Darnach ließ sich unschwer feststellen, daß dieser Bau im Dyhernfurther Schloßpark noch heute steht, aber so unbeachtet blieb, daß er bisher nirgends im Lichtbild erschien (Bild 6). Wenn man das Mausoleum betrachtet, fühlt man sich merkwürdig angerührt von der Gewalt des jungen Künstlers, der das damals bereits übliche Motiv einer dorischen Tempelfront gibt, aber die Proportionen so sicher zu handhaben weiß, daß man unmerklich in die Weihestimmung dieses Totenmales gezogen wird. Der Giebel ist später mit einem Kreuze versehen worden, das wir aus unserer Abbildung fortließen, um den ursprünglichen Eindruck zu bewahren.

In Gillys Nähe dürfte jene gußeiserne Brücke zu setzen sein, die wir hier noch einmal — wir gaben sie schon früher wieder — abgebildet haben (Bild 7). Sie läuft über das Striegauer Wasser bei Laasan und ist in der Eisenhütte von Malapane gegossen. Die Entstehungsjahre 1794—1796 lassen sie als die erste eiserne Brücke in ganz Deutschland erscheinen;

noch frühere sind nur in England zu finden. Die dünnen Gliederungen zeigen einen Klassizismus, der in seiner Gratiigkeit schon mit der Gotik Berührung sucht. Auch Friedrich Gilly wechselte ja bisweilen von der Antike zur Gotik hinüber.

Stärker noch ist der gotisierende Einschlag bei Gillys großem Schüler Friedrich Schinkel (1781—1841), vor allem in seiner Frühzeit und dann noch einmal in seiner Spätzeit. Die lange Lebenszeit dieses Künstlers, angefüllt mit den bedeutendsten Bauaufträgen, haben das Charakterbild und den Entwicklungsgang dieses Architekten mit einer ganz anderen Prägnanz herausgearbeitet wie das fragmentarische Schaffen des so früh dahinwelkenden Gilly. Nur die Altersperiode Schinkels ist mehr in Entwürfen als in fertigen Werken zu Worte gekommen; auf dem Papier geblieben sind ja die grandiosen Pläne zur Königsburg auf der Akropolis oder zum Schloss Orianda auf der Krim. Da ist es besonders willkommen zu heißen, daß wir auf schlesischem Boden ein bedeutendes Werk seines letzten Stils haben, das Schloß in Kamenz. Bauherr war der Prinz Albrecht von Preußen, der am 15. Oktober 1838 den Grundstein setzte. Der Bau zog sich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hin, von dem Hofbaumeister Martius geleitet und verändert. Zu diesen Veränderungen rechnen z. B. die bis zur Empfangshalle hochgeföhrte Freitreppe, die Vorhalle und die Innenausstattung. Man hat darum Schinkel, der schon 1840 von Geisteskrankheit verdüstert war, den Bau immer nur zögernd geben wollen, auch seinen Wert nicht eben hoch anzuschlagen gemeint. Aber schon in einem 1841 erschienenen Buch über Kamenz*) wird von der raschen Aufrichtung des Schlosses berichtet und der Bau auch in großen Zügen beschrieben. Und was seinen Wert anlangt, so stelle man sich am besten vor eine der Seitenfronten und genieße den rassigen Aufwuchs der gotischen Blendarkaden, die machtvoll die Geschosse zusammenschweißen (Bild 8). Das ist eine Gotik, die nicht historisierend im Alten kramte, sondern die sich einer gewissen Geistesverwandtschaft gotischer Konstruktionslust mit dem damals gerade aufdämmernden technischen Zeitalter des 19. Jahrhunderts bewußt wurde.

Als das Kamenzer Schloß gebaut wurde, war längst der Klassizismus von einer mächtigen Gegenbewegung in seinem Verlauf unterbrochen worden. 1810 bereits erregte bei einer Berliner Ausstellung ein Maler das größte Aufsehen, dessen Bilder wie der Gegenpol zu allem Klassizismus berührten. Statt der antikischen Festigkeit gab es hier eine Meereslandschaft, die wie substanzlos erschien, statt der klassischen Begrenzung eine ganz romantische Freude am Unbegrenzten, am Unendlichen. Der Maler dieses Bildes war Caspar David Friedrich, geboren in dem damals noch zu Schweden gehörenden Greifswald. Aber auch dieser Friedrich entstammte einem schlesischen Geschlechte, das vor Zeiten die Heimat verlassen hatte, um seinem evangelischen Glauben ungehindert dienen zu können. Also auch der mächtigste Überwinder des klassizistischen Ideals war ein Schlesier. Er ist übrigens, den es immer wieder in die schlesischen Berge zog, der unübertroffene Maler des Riesengebirges geworden.

Weshalb ich das hier noch zum Schluß erwähne? Weil es dazu verhilft, den schlesischen Kunstcharakter auch in diesem Zeitpunkte in seiner Doppelheit zu erkennen. Die Künstler Schlesiens haben, wie im Klassizismus so auch früher schon, gern eine gewisse rationalistische Simplizität gepflegt; ihre Gotik bietet davon Proben genug. Aber diese Nüchternheit durchbricht dann zuweilen ein Zug schwärmerischer Versenkung und der ist in C. D. Friedrichs Bildern wieder einmal zum Durchbruch gekommen.

Schlesien und das Reich

Von Dr. Will-Erich Peuckert

Wenn von den Wechselbeziehungen gesprochen werden soll, die zwischen Schlesien und dem Reich ehmals gewaltet haben, dann handelt es sich um die Erörterung von Fragen, die eine breite Betrachtungsebene erfordern. Die ebensogut der Politik, der Kunstgeschichte im weitesten Sinne, wie der Religionsgeschichte und der Volkskunde angehören. Und es muß die Aufgabe sein, aus allen diesen Elementen das eine besondere herauszufinden, das für die „geistige Haltung“ des Schlesiers, für eine Geographie des schlesischen Wesens und Denkens bedeutsam ist. Wer eine solche Untersuchung anstellen und an ein Ende führen will, darf sich natürlich nicht mit einigen wenigen Daten begnügen. Es liegt vielmehr in unserer Fragestellung der Reiz, dem angeschlagenen Problem bis in die letzten Verästelungen nachzugehen. Aber es würde sinnlos sein, in einen Aufsatz zusammenpressen zu wollen, was erst durch eine ausgebretete Fülle von Darlegungen und Fundierungen Inhalt und Wert bekäme. Das was hier möglich ist, ist eine Aufzeigung des Problems. Ist der Versuch, die Frage aufzurollen.

Sie keimt zuerst einmal in der politischen Geschichte. Schlesien hat in den drei Jahrzehnten von 1740 bis 1763 den Landesherrn gewechselt. Es wird aus einem Zubehör zur Krone Böhmens die größte preußische Provinz. Das hatte natürlich seine Wirkungen. Nicht alle Schlesier begrüßten den Wechsel freudevoll. Ein Breslauer Patrizier (also wahrscheinlich ein Protestant) bemerkte Grünhagen in seiner „Geschichte des ersten schlesischen Krieges“, schreibt an den böhmischen Kanzler Grafen Kinsky, es gäbe hier niemanden, der nicht den himmelweiten Unterschied zwischen dem bisher empfundenen glimpflichen regimen togatum und einem zu besorgenden regimen sagatum handgreiflich sähe. Wer das für eine einzelne Stimme eines in seinen Interessen vielleicht geschädigten Kaufmanns nehmen wollte, der sei auf J. G. Steinbergers „Breslauisches Tagebuch 1740—1742“ verwiesen, wo an nicht wenigen Stellen die gleiche Kleinmütigkeit und Angst vor dem, was werden soll, aufkeimt. Vor allem sind es jedoch die Schlesier katholischen Glaubens, welche dem neuen Regime besorgt entgegen sehen. So heißt es in einer Denkschrift von 1756: „Gewisse Vorurteile des gemeinen Mannes, so teils durch den Unterschied der Religion, teils durch fürchterliche Ideen, teils durch frühe und scharfe Applikation der sonst nützlichen Kantonsverfassung verursacht worden, entzogen dem preußischen Oberschlesien den größten Teil seiner jungen Fabrikanten und Mannschaft und verstärkten den gegenseitigen Anteil.“

Daneben freilich macht sich auch eine große Zuneigung zum preußischen Regiment bemerkbar. Grünhagen schreibt: „Es ist nicht zu leugnen, daß, abgesehen von dem protestantischen Adel des Landes, der gerade eben an dem militärischen Charakter des neuen Regiments seine innerliche Freude hatte, der preußische Militarismus mit seinen Konsequenzen den Bemühungen des Königs, die Herzen der Schlesier zu gewinnen, hindernd im Wege gestanden hat. Aber ebenso gewiß ist, daß in dem ganzen großen Gebiete, dessen Huldigung König Friedrich am 7. November 1741 entgegennahm, das heißt in dem überwiegend protestantischen Mittel- und Niederschlesien, die Einwohnerschaft, wenn man sie zu überzeugen vermocht hätte, daß dieser preußische Militarismus das einzige Mittel sei, um einem Versuche Österreichs,

Schlesien wiederzugewinnen, wirksam zu begegnen, mit verschwindenden Ausnahmen sich würde bereit erklärt haben, für solchen Zweck jene Opfer und noch größere zu bringen. Denn wieder österreichisch werden hätte hier niemand gewollt, der unter dem religiösen Drucke Österreichs geseufzt und jetzt den Segen der Glaubensfreiheit genossen. — Also selbst das Opfer, Soldat werden zu müssen, hätte man in den protestantischen Gegenden willig auf sich genommen, um bei den Preußen bleiben zu können, um nicht noch einmal unter Österreichs Zepter zu kommen. Ist Schlesien 1740 so zweigespalten, — verlangt der eine Teil des Landes zu Preußen, der andere zu Österreich —, so liegt die Frage nahe, wie das dann weiter wird. Wieder darf ich den besten Kenner jener Zeit, Grünhagen, sprechen lassen: „In der Tat dürfen wir uns nicht damit begnügen, zu berichten, daß Schlesien sich in die preußische Herrschaft gefunden habe; wir müssen darüber weit hinausgehend konstatieren, daß, während die fast zweihundertjährige österreichische Herrschaft nicht vermocht hatte, die Schlesier mit den übrigen Erblanden verwachsen zu lassen, dies in wenigen Jahrzehnten den Preußen gelungen ist. Die Zeit vor 1740 kannte das, was wir Patriotismus nennen, kaum. Es wäre den Schlesiern nicht eingefallen, sich als Österreicher zu fühlen, innerlich verbunden mit den anderen Bewohnern, die mit ihnen unter gleichem Szepter standen; selbst das landschaftliche Band, das die Schlesier untereinander verknüpfte, war nur ein sehr loses; wirkliche Anhänglichkeit fühlte höchstens der Bürger für seine Vaterstadt; vor deren Toren aber fing eigentlich, wie dies im Mittelalter der Fall war, schon die Fremde an. Dieses wird anders unter der Regierung Friedrichs des Großen, und als derselbe die Augen schloß, waren die Schlesier Preußen geworden, sie fühlten sich als Angehörige dieses Staates. Man kann sich darüber nicht täuschen, man darf nur eine der provinzialen Zeitschriften jener Zeit aufschlagen und man findet unzählige Bestätigungen dieser Gesinnung“.

Wodurch ist das geschehen? — Grünhagen, der selbst den Sagenkreis um Friedrich den Großen untersuchte, hat hier mit feinem Verständnis für den Volksgeist das Wesentliche erkannt: „Fragen wir, wie das gekommen ist, so werden wir eingestehen müssen, daß zu dem Kitte, der die Schlesier den übrigen Provinzen so eng verbunden hatte, Blut und Eisen das ihrige getan haben; daß ganz besonders in den furchtbaren Jahren des Krieges das Gefühl groß geworden ist, welches diejenigen einander näher verknüpfte, die jene schwere Zeit vereint durchgemacht hatten. Mit ihnen teilten die Schlesier die Erinnerung an die Drangsal jener Kriegsjahre, aber auch den Ruhm derselben; mit ihnen den Stolz auf den König, der halb Europa siegreich zu widerstehen vermocht hatte, und auf den jetzt die ganze Welt mit Bewunderung blickte. In der Tat hat die Persönlichkeit des großen Königs an dem Preußischwerden von Schlesien ihren bedeutsamen Anteil, und hat in diesem Sinne von Anfang an gewirkt.

Wenn es ein Vorteil der Monarchie ist, daß sie die Idee des Staates, gleichsam verkörpert in der Person des Monarchen, auch dem schlichten Verstande des gemeinen Mannes entgegenbringt und auf denselben wirken läßt, so hatten die Schlesier diesen Segen lange entbehren müssen. Von den Schlesiern, die 1740 lebten, hatte kaum einer einen österreichischen Herrscher erblickt. Seit König Ferdinand 1617 hatte keiner derselben die schlesischen Grenzen überschritten; all der Zauber, den auszuüben einem gekrönten Haupte damals noch viel leichter wurde als jetzt, hatte nie seine Wirkung getan, bis nun König Friedrich kam an der Spitze eines stattlichen Heeres, im vollen Schmuck der Jugend, mit den blitzenden Augen und dem herz-

**6. Friedrich Gilly: Grabtempel der
Gräfin Maltzahn in Dyhernfurth**



Phot. Jutta Selle (Lieggnitz)

gewinnenden Lächeln, mit Glanz und Hoheit angetan und doch leutselig gegen jedermann. Durch ganz Schlesien zog er an der Spitze seiner Truppen; von weit her strömten die Menschen, um ihn vorüberreiten zu sehen; die höchste Gewalt war keine leere Abstraktion mehr, sie war verkörpert unter die Augen des Volkes getreten, man hatte wieder einen König und trug sein Bild im Herzen. Von da an woben sich still, aber stetig Fäden der Liebe und Anhänglichkeit zwischen dem König und seinen neuen Untertanen. „Euer Abgott hat gesiegt“, rief am Abend von Mollwitz ein österreichischer Offizier den Bauern eines Dorfes um Brieg zu. Und als dann in immer steigendem Maße Friedrichs Kriegsruhm die Welt erfüllte, da begegnete die Kunde davon bei den Schlesiern schon dem stolzen Bewußtsein, daß das ihr König sei, den die Welt so feiere, und der Anteil daran trug viel dazu bei, die Menschen aufrecht zu erhalten in den trüben Tagen des langen Krieges. Der geplagte Bauer, der schwergeschädigte Bürger, der mit entwertetem Gelde — wie heute — überkärglich bezahlte Beamte, der in Schulden gestürzte Gutsbesitzer, sie alle haben in der Not der Zeit, mehr als wir es uns jetzt mehr vorzustellen vermögen, von dem Ruhme des Königs gezehrt, und die durch die Überlieferungen bald ins Wunderbare gefärbten Nachrichten von seinen Siegen als die einzigen Lichtblicke erkannt in dem grausen Dunkel jener Tage. Und als dann der Friede kam, da weihte gerade in Schlesien, dem Schauplatze so vieler Schlachten, so herrlicher Siege, ein rührender Kultus rings das Land mit Erinnerungen an den großen König Und mit diesem Kultus des alten Fritz ist die Idee des Staates, der Zusammengehörigkeit zu einem großen Ganzen, kurz das, was wir Patriotismus nennen, erst recht eigentlich in die Herzen der Schlesiern eingezogen. In der Anhänglichkeit an den König haben sie das Band gefunden, das sie zu größerer Gemeinschaft verknüpfte; in der Erinnerung an den alten Fritz sind sie Preußen geworden“.

Es ist dem, was hier Grünhagen zum Thema sagt, kaum etwas zuzufügen. Er hat durchaus den wesentlichen Punkt gesehen. Schlesien wird preußisch — über den alten Fritz. Persönliche Motive bestimmen die geistige Wendung.

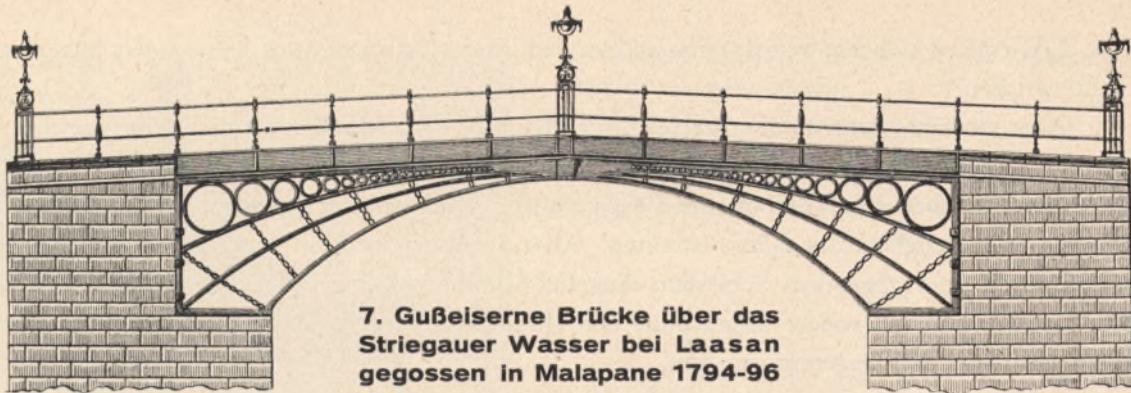
Indem ich „Wendung“ sage, steigt ein Bedenken auf. Wenn eine Wendung geschehen sein soll, muß Schlesien sich abgewandt haben. Hat es sich abgewendet? Wovon?

Es will zuerst so scheinen. Wenn man die Jahre nach 1740 nimmt, — gewiß, der Krieg bedrückt das Land, — was ist, was Schlesien gewonnen hat? Es wird in fünfzig Jahren zur wirtschaftlich bedeutendsten Provinz; die schlesischen Textilien erobern die Welt. Aber genügt das schon? Wie steht es um den geistigen Besitz des Landes? Was hat da Schlesien errungen? Wir hören von keinem großen Werk. Das geistige Leben des deutschen Volkes geschieht an andern Orten. Wir hören nur, daß Schlesien Preußen errungen hat. Daß eine persönliche Bindung an einen Strategen und Herrscher zu einer Bindung an Preußen führt.

Und wovon wendet Schlesien sich ab? — Von Habsburg? Das darf man wohl kaum meinen. Wenn Habsburg ein positiver Wert für Schlesien, den Schlesier, gewesen wäre, dann hätte der Übergang sich nicht so glatt vollziehen können. Auch nicht in einer Zeit, für die Begriffe wie Vaterland und Nation noch unentwickelt waren. Wenn Habsburg wichtig für Schlesien gewesen wäre, dann hätte eine Wunde aufreißen müssen. Aber wir sehen keine Wunde.

Der Gegensatz zwischen dem österreichischen und preußischen Schlesien muß anderswo gegeben sein. Ich sagte vorhin, nach 1740 verdrorrt auf lange Zeit das geistige Leben. Vor 1740? Gewiß, es sind schon Jahre der Trockenheit vorhanden; die Zeit des sechsten Karl hat in der Dichtung keinen als Christian Günthers Namen aufzuweisen. Christian Wolff, der Aufklärer, in Schlesien geboren, hat seine großen Jahre in Mitteldeutschland zugebracht. Aber wenn man die wenigen Jahre nach 1700 ausläßt, und an die Zeit bis Karl VI. denkt, welches geistige Leben prangte dann hier! Gryphius, Lohenstein und Hofmannswalda, den Pietisten Schmolck nicht zu vergessen, — und eine Epoche weiter zurück der Kreis, aus welchem Angelus Silesius erwuchs.

Ich greife, um den Kontrast recht deutlich zu machen, einmal die Zeit von 1520 bis 1700 heraus. Die wittenbergische Reformation hat eben die Geister aufgeweckt. Die ersten Prediger in Luthers Geist erscheinen, Heß, Moiban. Aber die Zeit ist aufgewühlter, als es die Oberfläche erkennen läßt. Schwenckfeld wirkt in den Fürstentümern wie ein Fanal. Er reißt den Geistlichen, den Fürsten, er reißt vor allen den gemeinen Mann zu sich. Und Täufer beunruhigen die Satten. Bußprediger und Schwärmer verheißen den letzten Tag. In dieses gährende Land fällt Paracelsi Wort. Das Wort, nicht nur vom eigenen Weg zum Himmel, sondern vom Forschen in Gottes Schöpfung. Die neue Lehre, man müsse den Schöpfer aus seinem Werk erkennen. Ein Trieb, in dem sich gleicherweise mystische Sehnsucht und Erkenntnisverlangen kreuzt. Nun lodern die Geister auf. Moller, ein wenig von Melanchthon beeinflußt, sucht einen Zugang von der Mystik. Aber die großen Ärzte und Astrologen Johannes Montanus aus Striegau, Bartholomäus Scultetus in Görlitz, — die mystischen Sucher Peter Winzig und vor den andern Johannes Beer, der sich in Zobten Erkenntnis holen wollte und in die weiße Magie imaginerte! Und dann, mit immer stärkerer Macht bricht diese Sehnsucht durch, bis sie in Jakob Böhme, dem schlesischen Lausitzer, Gestalt gewinnt. Und sich ausbreitet — zu einer neuen Kultur, welche ganz Schlesien ergreift. An hundert Ecken wird es laut. Die Czekpo, Tschesch und



Franckenberg, Schweinichen, Schweinitz, die Balthasar Walter und Kaym, und wie sie heißen, treiben den neuen Weg. Bis er in Angelus Silesius zum zweiten Mal aufglüht.

Aber das ist nur eins. Nur eine Auswirkung dieser Zeit. Daneben gestaltet sich hier ein Zentrum, das Zentrum der deutschen Literatur. Opitz, Abschätz — und Gryphius, Hofmannswaldau wie Lohenstein haben die Dichtung des Barock geführt. So daß man von zwei schlesischen Schulen gesprochen hat. Kuhlmann lohnt auf, ein erster „Expressionist“. Und in der Baukunst? Ist es nötig, auf Breslau hinzuweisen, auf Leubus, Grüssau, Brieg? So überall, auf allen Gebieten.

Das ist der Gegensatz zur preußischen Zeit.

Wenn man es einmal auf die spitzeste und knappste Formel bringen will, — wobei man freilich bedenken muß, daß jede Formel nur eine Richtung weist und nicht die ganze Erscheinung faßt, — dann darf man etwa sagen, daß in den Jahren nach 1740 der Schlesier den „Staat“ verstehen lernt, daß er zu einem Staatsbürger erzogen wird, während vor 1700 der Schlesier die unpolitischen Künste und Wissenschaften pflegt. Sagen wir besser, dem Rechnung trägt, wozu ihn sein Gefühl verlockt.

Das prägt sich nicht nur in den Leistungen aus, von denen eben gesprochen wurde. Das schafft auch einen ganz andern Lebensstil. Man darf an die Breslauer Patrizier, die Hirschberger Kaufmannshäuser erinnern. Hier hat ein heiteres, weltoffenes Leben Raum. Nichts von der Enge und dem gebundenen Leben einer Provinz begegnet. Im Gegenteil, man hat „Kultur“. Die Wendung zu Preußen läßt dieses Leben noch eine Zeitlang weiter vegetieren, noch immer dichten Stoppe und Lindner, — bis dann allmählich der Alltag den Hirschbergischen Parnaß verödet. Bis Schlesien preußisch wird.

Die geistige Enge des preußischen Staates, der sich großhungern muß, — vor allem das, daß alle seine Anstrengungen und die Anstrengungen seiner Bürger nur auf den „Staat“ gerichtet sind, machen aus dem athenischen Schlesien ein Stück des neuen Sparta Preußen.

Wenn nun, nach unserer Deduktion, das Staatsgefühl für die Umwandlung Schlesiens entscheidend gewesen ist, — dann muß, so dürfen wir jetzt sagen, eben der Mangel eines Staatsgefühls entscheidend dafür gewesen sein, daß Schlesien vor 1740 ein reges geistiges Leben führte. Ein Leben, welches der schlesischen Grundstimmung, der Wahrheit des Gefühls, entspricht. Es wäre demnach ein Negativum, das Schlesien damals gefördert hat.

War es tatsächlich ein Negativum?

Das eine ist sicher: an Österreich und an den österreichischen Staat hat sich der Schlesier nicht verloren.

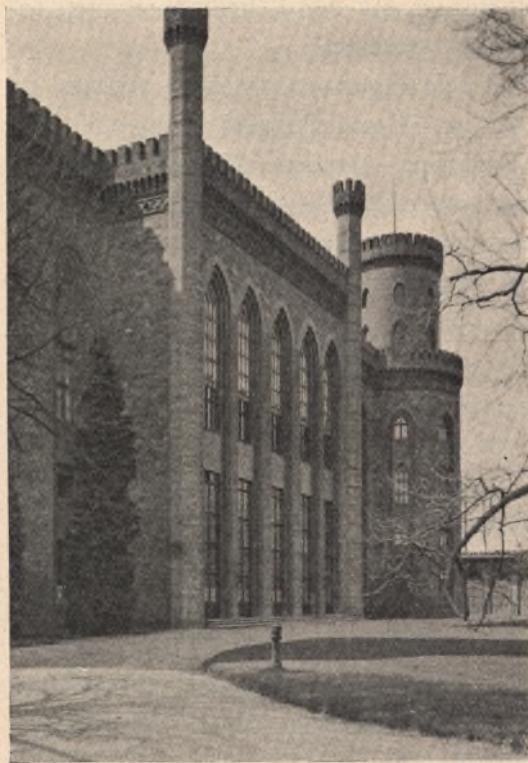
Aber vielleicht dann an die österreichische Kultur? — Ist das Barock nicht eine vor allem dem bayrisch-österreichischen Volksstamme eigene Kunst? Und hat die Gegenreformation in Schlesien nicht eben dieses Barock zum Siege geführt? Die Breslauer Domstraße, Willmann und Angelus Silesius gehören in diese Strömung. Aber die Wurzeln eben der schlesischen Barockkultur liegen im vorbarocken Schlesien: Angelus Silesius ist ohne Franckenberg und Böhme, die ohne Weigel, und wieder dieser ohne den Hohenheimer nicht zu denken. Sie liegen vor allem ganz vor der Gegenreformation.

Schlesien hat nicht von Österreich empfangen, sondern vom Reich.

Ich möchte bei dem vorhin herangezogenen Beispiel bleiben. Die religiöse Entwicklung des schwärmerischen Schlesiers geht aus vom Reich. Der Schweizer Theophrast von Hohenheim ist hier entscheidend, und seine Jünger am Oberrhein: Adam von Bodenstein, Toxites, Suchten, Dorn. Scultetus und Montanus hängen mit ihnen eng zusammen. Und deren Bemühen strahlt wieder zurück. Der „modus pharmacandi“, der 1562 in Köln bei Jaspar Gennep erschien, erklärt in der Vorrede, „Dieweil der Ehrhaffter vnd mit vilenn gaben verzierter Anthonius Rinck, Patritius vnd Bürger diser Höchloblichen Stat, dises büechlyn De modo Pharmacandi, wölches der wolgelehrter Johannes Scultetus vom Berg, aus der Schlesi, genannt Montanus (der mit vngespartem fleiß, mühe und arbeit hin vnd widder reist vmb zu süechen, vnd allen liehabern der warer Philippi zu güt, ans leicht zu bryngen die büecher des Hochbereumpten Theophrasti) wolgemeltem Rinck überandworten lassen . . .“ Und das, was hier aufscheint, wird wieder sichtbar, wenn wir an Schwenckfeld denken, der — als sein Fürst ihn fallen läßt — nach Oberdeutschland geht. Und sich dort eine Gemeinde schafft. Und es wird an den Täufern deutlich.

Ich will, was hier an einem Beispiel erwiesen worden ist, nicht an den andern wiederholen. Man braucht nur diese Zeit und ihre Verflechtungen nachzuprüfen, um hundert Belege zu erhalten. Schlesien steht offen, — nicht so nach Österreich; Schlesien steht offen gegen das Reich. Ein breiter Strom von geistigem Gut fließt ein; ein starker Strom fließt wieder zurück ins Reich. Diese Beziehung Schlesiens zum Reich ist anders als seine Beziehungen in späteren Jahren. Der Weg geht geradeaus vom Reich nach Schlesien — nicht über Wien. Nach 1740 führt jeder Weg ins Reich erst über Berlin.

Man könnte nach den Gründen fragen und viele nennen. Nur einen möchte ich ganz besonders betonen: das religiöse Moment. Es ist für diese Zeit ja immer das entscheidende. Daß das katholische Schlesien nach Wien tendiert, erfahren wir noch im 18. Jahrhundert. Das geistige Gesicht des Schlesiers wird aber in diesen Jahrzehnten nicht vom katholischen, sondern vom evangelischen Bevölkerungsanteil bestimmt. Nicht nur das mystische Schlesien, von Scultetus bis Franckenberg und Czepko ist evangelisch; auch Schefflers Mystik ist ohne einen entscheidenden Einfluß von evangelischer Seite nicht denkbar. Und Opitz, Logau, Gryphius, Czepko und Hofmannswaldau, wie Lohenstein und Günther gehören dem evangelischen Glauben an. Dies Schlesien muß in einem katholisch regierten Lande nach Bindungen ausschauen, die draußen liegen; es wird zwangsläufig „international“, das heißt, es sucht den Anhalt draußen im Reich.



8. Schloß Kamenz, Blick auf die Ostseite

Phot. Poklewowski, Breslau

Wenn Schlesien sich also dem Reich, nicht Österreich, öffnet, dann sind es die schlesischen Protestanten und Schwärmer, welche das Tor auftaten. Daneben ist freilich manches wirksam, wovon zu sprechen den Rahmen eines Aufsatzes sprengen würde. Es mag genügen, auf diesen einen und meines Erachtens wichtigsten Punkt verwiesen zu haben. —

Wenn Schlesien in einem solchen Maße dem Reich verbunden gewesen ist, dann muß das für die Lage Schlesiens, für seine Geographie des deutschen Geistes, von ganz entscheidendem

Werte sein. Schlesien ist nicht wie heut ein Randgebiet gewesen. Schlesien lag mitten im geistigen Deutschland seiner Zeit. Ja, es ist lange Zeit der Ort, von dem aus die Entscheidungen fallen. Ich nenne noch einmal Böhme, Opitz, die zweite schlesische Dichterschule.

Von dieser Höhe stürzte Schlesien im 18. Jahrhundert. Plötzlich gerät es an den Rand. Plötzlich wird Schlesien, an dessen Zubehör zu Deutschland im 17. Jahrhundert niemand zweifelt hat, ein „polnisches“ Land. Wenn man nach Breslau fahren will, belehren sich die Klugen im Reich, braucht man erst einmal eine polnische Grammatik. Fern von gebildeten Menschen fühlt sich in Tarnowitz ein Goethe.

Was trägt die Schuld? Nur die Verpreußung unserer Heimat? — Ich glaube kaum. Schon um die Wende des 18. Jahrhundert wird Schlesien arm. Ein neues Säkulum bricht an, nicht nur in den Kalendern. Die geistigen Gewalten, welche das 16. und 17. bewegten, verlieren ihre Macht. Man schlägt sich nicht mehr tot um Glaubensformen. (Nur in den breiten Schichten des Volkes ist man noch „religiös“.) Langsam steigt die „Aufklärung“ auf. Der Schlesier ist kein Rationalist. (Günther, der große Erleber, ist Schlesier!) Der Schlesier wird unterjocht von seinem „Gefühl“. Deswegen tritt er jetzt ab, zieht sich zurück. Läßt sich ins Schlepptau des Staates nehmen, der in den Jahren der Aufklärung, des aufgeklärten Staates, die Führung an sich reißt. Die Staatsidee, ein wahrhaft rationalistisches Gebilde, wird früher als anderswo in Schlesien zum Patriotismus. Der Sturm von 1813 brach los — bei uns.

Nicht, daß der Schlesier ein Preuße wurde, tat ihn hinaus aus dem Bezirk des lebenden Lebens; daß er sich selber zurückgezogen hat, sich in ein Schneckenhaus verkroch, weil eine neue Zeit ihm, dem Empfindsamen, Schmerz bereitete, — das riß den Schlesier aus der Mitte

des Reiches und warf ihn an den Rand. Er schaltete sich aus vom Leben; da schaltete das Leben ihn aus. Das Reich verzichtete auf ihn, weil er verzichtete.

Aus dieser Erkenntnis — wenn sie nicht nur auf dem Papier stehen soll — erwächst die Aufgabe und Verpflichtung, die unserer Zeit gegeben ist. Geschenkt wird nichts. Nur der kann seinen Platz einnehmen, der ihn — an jedem Tage neu — erobert. Und wollen wir fort vom Rand, will Schlesien Zentrum sein, ein Reich sein, muß es das Heute erobern. Die goldene Zeit steht immer wieder vor der Tür; man muß nur wagen, sie zu ergreifen.

Doch darüber zu reden, ist eine Aufgabe der politischen Erziehungskunst.

Freundschaft mit Tieren

Von Mechtilde Fürstin Lichnowsky

Aus dem vor kurzem erschienenen Tierbuch „An der Leine“ bringen wir mit Erlaubnis des S. Fischer-Verlages, Berlin eine charakteristische Probe:

Ein Wiesel läuft mir über den Weg, ein scheues und, wie man sagt, ein listiges, blutrünstiges Wiesel. Ich muß an Tirili denken, an das zarteste, sanfteste, zahmste Wiesel, das nie einen Zoologen, nur mich gekannt hat, und das war sein Verhängnis. Wie heute hat vor Jahren ein Wiesel meinen Weg gekreuzt mit einem Jungen, das ihm quer im Mälchen hing. Es lief eine Mauer entlang, ich ihm nach, es verschwand hinter einem gegen die Mauer gekeilten Meilenstein. Als ich hinzukam, war die Alte verschwunden, das Junge lag hinter dem Granit verborgen. Ich hielt es in der Hand, steckte sie mit ihm in die tiefe Manteltasche. So blieben wir, Wiesel in Hand, es schlief, ich ging mit ihm herum, brachte es nach Hause und war guter Dinge, egoistisch wie der Mensch immer wieder zu sein sich erlaubt. Aus allen Geräuschen der Glückseligkeit tönte noch einmal eine warnende Stimme ermpor: „Tu's nicht! Lege es zurück, wo du es gefunden hast, es wird leiden, du wirst leiden, habe nichts mit ihm zu tun! Es gehört der Erde, nicht dir!“ Es war kalt draußen, ich wollte das kleine Tierchen nicht an den Fundort zurücklegen. Ich gab ihm also zu Hause Nest- und Wieselwärme seiner Brüder in Gestalt einer Gummiwärmflasche, leckte es sorgfältig mit meinem Zeigefinger von der Stirne bis zum Schweifchen, sprach leise Zwitscherworte vor seinem Einschlafen, hauchte es an, und es schloß seine Augen in kindlicher Zuversicht. Es konnte noch nicht gehen, sondern zog die kleinen Hinterfüße nach. Die ersten Schritte machte es auf meinem Schreibtisch. Seine erste Lösung hatte ich mikroskopisch untersucht und darin feinste Härchen von Mauspelz entdeckt, somit hatte es schon Fleisch gegessen. Rohes kleingehacktes Kaninchenfleisch war seine Nahrung, die es begeistert mit hellem Vogelpiepsen aufnahm. Es suchte meine Hand, sie war ihm Mutter, Nest und Kamerad. Es schlief in ihr, und wie mein Lurch träumte es mit geschlossenen Augen. Es hatte ein samtenes milchkaffeefarbiges Fellchen, winzige Ohren, das Ganze glich einer beige Fellschlange auf Füßen. Es war schöner als alles, es war vollkommen. Kein Mensch und keine menschliche Leistung konnte vor ihm bestehen. Man denke an X-Beine, angewachsene Ohrläppchen, Plattfüße, an „Mehlsteuer-Katastralreinertrag“, an Agenten, an alle Fachmänner!

Ich küßte es. Mein Kuß bedeckte seine Schultern, es war so klein! Es erschrak nie,

jeden Kuß erwiderte es mit einem flötenfeinen inneren Triller, bei dem es den Mund nicht verzog. Wenn ich sein Schlafkörbchen öffnete, sprang es an den Rand, dehnte sich erwartungsvoll im sicheren Besitz von Zeit und Wohlbehagen.

Niemals verunreinigte es seinen Wohnraum. Noch minderjährig, erkannte Tirili die Vorteile des kleinen Privat W. C., das ich ihm eingerichtet hatte.

Es lief mir nach auf Schritt und Tritt; setzte ich mich, stand es auf meinem Schuh und stieg wieselschnell zu mir empor. Es wurde zusehends größer. Lurch, der damals sehr jung war, tat ihm nichts, Romein beroch es mütterlich, machte aber mit der rechten Hand eine abwehrende Bewegung. Bei der ersten Begegnung mit Hund und Katze wendete Tirili seinen furchtbaren Trick an, Feinde wegzuscheuchen: es gebrauchte die ihm zu diesem Zweck von der Natur verliehene Geruchsdrüse, die eine widerlich riechende Substanz spontan ausscheidet. Niemals aber wehrte sich das Wiesel so mir gegenüber. Es folgte mir so nahe und so unentwegt, selbst auf Treppen und im Garten, kein Hund hält so rein in der Nachfolge. Ich war wie verzaubert vor Glück, und meine Liebe glich einem Orkan, der nicht losbrechen darf, weil das Objekt, ein kleiner Zephir, so zart war. Das kleinste aller Wiesel stellte sich dem Orkan entgegen, ohne mit einem Haar zu zucken, es war nicht umzublasen, nicht einzutauen, herrlich in seiner Anmut. Orkan und Zephir halten sich beide in Atem, keiner weicht, und wenn sie zusammenwehen, vermischen sie sich nicht. Ein himmlischer Zusammenklang. Wie liebte ich sein Leben, seine Fröhlichkeit, seinen Heißhunger, seine Sattheit, seinen Schlaf, seine Neugier und über alles sein Vertrauen. Ich war klein und demütig vor ihm, aber ich durfte es rückhaltlos lieben. Wir waren beide Kinder Gottes, es hatte alle Rechte, ich alle Pflichten.

Da brach der Zauber — der kleine Zephir tanzte nicht mehr um mich. Eine tausendstel Sekunde Ewigkeit war es alt geworden, ein halbes Jahr. Sein fröhliches Flötenherz zersprang, und ich werde es mir nie verzeihen können.

Wie stets war es mir auf allen Wegen in mein Zimmer gefolgt. Ich arbeitete an einem Schrank, mußte, um eine Schachtel herauszuholen, auf den Fußspitzen stehen, und als ich mich wieder herablassen konnte, war das Schlimmste geschehen. „ . . . Es wird deiner Ferse nachstellen, sie wird dir den Kopf zertreten . . .“ Nie werde ich das Bild aus der Erinnerung verlieren: der zarteste Märtyrer lag am Boden, krümmte sich flehend, das Tierchen konnte sein Haupt nicht heben, weil Nacken und Kiefer, grausam verrenkt, mit Blut am Boden klebten. Es faltete die Hände, blind vor Blut und Pein. Ich selbst mußte seiner Qual ein rasches Ende bereiten. Ichbettete es in Rosenblätter und grub ihm sein Grab.

Ich stand tief im Unrecht.

Noch ein anderes Tier ist mir nahegestanden, das war Rosalbita, die Fledermaus. Als ich ihre Bekanntschaft machte, wurde sie gerade in einem Zimmer eifrig mit langstieligem Besen verfolgt und sollte „totjemacht“ werden. Ich fing sie auf im Augenblick, wo sie, ermattet, an der Wand herabglitt, sperrte sie in einen dunklen Holzkäfig, damit sie sich erholen konnte, und später hängte ich Wassertropfen an den Finger, legte sie ihr zwischen Nase und Mund und sah, wie sie ihren Durst löschte. Dann bot ich ihr Fliegen an, sie aber fauchte. Am nächsten Tag nahm sie wieder nur Wasser, Fliegen fauchte sie an, zähnefletschend stellte sie die Flügel auf und machte sich, um mich zu erschrecken, so häßlich, wie sie konnte,

auch sie bemühte sich, bittersüß schlecht zu riechen. Doch bald unterließ sie es, und als die erste Fliege mit erstauntem Wohlbehagen verspeist und ihr Mündchen wieder glattgeleckt war, schien der Bann gebrochen zu sein. Sie lief zirpend den Fliegen entgegen. Oft nahm ich sie in die Hand und ließ sie darin ruhen. Dann ging ich zu den Fenstern, führte Hand und Fledermaus am Glase entlang, wo Fliegen rannten, half ein wenig nach, wenn die Fliegen zu wild Reißaus machten, stellte die gesättigte Rosalbita auf den Schreibtisch und schrieb. Sie ging umher, besah sich alle Gegenstände, näherte sich meinem halbbeschriebenen Briefpapier, betrachtete die laufende Feder und wechselte einen Blick mit mir, fixierte wieder die Federspitze, schien über deren Schnelligkeit zu staunen und hob den Kopf zu mir. Sie spannte einen Flügel auf und begann ihn mit der schmalen Zunge energisch zu reinigen. Kein Fältchen blieb unbeleckt; manchmal war der Druck so stark, daß die Kehrseite der dünnen Flughaut glänzte wie aufgeblasene Kinderluftballons. Sie konnte im Zimmer fliegen und sich hinter Vorhängen verbergen, so daß ich manchmal nicht wußte, wohin sie sich zurückgezogen hatte. Ein Ruf, ähnlich dem ihren, genügte, es war ein scharfer S-Pfeifton, sie antwortete, und ich konnte ihr Versteck feststellen. Gewöhnlich kam sie nach wenigen Augenblicken herunter zu mir, wissend, daß ich Wasser in der hohlen Hand (sie trank niemals aus einem Gefäß) für sie bereit hatte; sie flog nicht, sondern lief den Vorhang herab, hielt sich mit der Hinterhand am Stoff, erhob schwebend Rumpf und Kopf zu mir, und erst wenn ich ihr die Hand entgegenstreckte, bestieg sie sie, immer heißhungrig, immer erwartungsvoll. Als der Winter nahte, wurden die Fliegen spärlich, und Rosalbita dachte in dem warmen Raum nicht an Winterschlaf. Ich verschaffte mir Mehlwürmer, bot ihr einen an. Mit Abscheu verweigerte sie ihn. Das war verständlich, denn ein Mehlwurm besteht aus geruchloser, biegsamer, glattpolierte Hornhaut, wenn er erwachsen ist. Um ihr die Witterung der köstlichen Füllung zu geben, schnitt ich ihm den Kopf ab und machte aus dem Rumpf Irish stew. Rosalbita hatte im Leben nicht so etwas Schmackhaftes gegessen. Sie leckte sich langsam wie ein Löwe nach jedem Bissen, zirpte vergnügt und gierig. Sie wohnte in meinen beiden Zimmern, nachts kam sie in die Kiste wegen der offenen Fenster. Auf Reisen wurde sie aus dem kleinen Reisekäfig genommen und im Schlafwagen irgendwo aufgehängt. In anderthalbjähriger Halbgefängenschaft war sie so zahm geworden wie Käfi und Romein, die sich ihretwegen vergeblich erregten. Namentlich Romein war sehr gefährlich, denn sie stellte die Verbindung von seinen Hauptinteressen dar: Maus und Vogel. Ich vermied es daher, beide Tiere allein im gleichen Raum zu lassen.

Rosalbita starb an einem Abszeß am mittleren Flügelgelenk. Sie saß auf der Schulter, während ich bei der Lampe las. Sie war schwach und traurig. Auf einmal zirpte sie leise, schob sich zu meinem Ohr und zitterte. Ich nahm sie in die Hand, sie sah mich an, so klug und sprechend, stieß ihren letzten Schrei aus, ein paarmal hob und senkte sich ihr gefiederter Brustkorb, dann war ihr Leben ausgehaucht.

Ich habe sie sorgfältig ausgenommen, gereinigt, getrocknet, ausgestopft und aufgespannt. Diesen Rest hat Romein zerfetzt nach anderthalbjähriger Geduld.

Rosalbita gehörte zu der Sorte der kleinen Hundeschnauzen; ich habe, ehe ich sie kannte, und auch späterhin viele Zähmungsversuche gemacht mit ihresgleichen, auch mit der großen Ohrenfledermaus, immer ohne Erfolg.

R U N D S C H A U

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Was wird aus dem Neuroder Revier?

Der grausige Tod von 151 Bergleuten in der Wenzeslausgrube hat die Augen einer Welt auf das Neuroder Revier gerichtet. Diese Ecke ist in den wirtschaftlichen und sozialen Betrachtungen über das niederschlesische Bergaugebiet hinter dem größeren Waldenburger Revier bis jetzt fast immer zurückgetreten. Nun hat sie sich mit einem erschütternden Signal gemeldet. Im Gedenken an die Toten erscheint es Pflicht, sich mit dem Los der Überlebenden zu beschäftigen. Nicht die Hinterbliebenen allein sondern die gesamte Arbeiterschaft dieses Gebietes, ihr gegenwärtiges Los und ihr künftiges Geschick erheischen aufmerksamste Prüfung. Daß man für die Hinterbliebenen ausreichend sorgen wird, kann man erfreulicherweise heute mit einiger Sicherheit annehmen. 106 Frauen und 166 Kindern ist der Ernährer geraubt. Von den 45 im Schacht Gebliebenen, die ledig waren, sind außerdem alle bis auf 2 oder 3 unterhaltpflichtig für Eltern oder andere Angehörige. Wie steht es aber mit den 3000, die noch zu der Belegschaft der so überaus gefährlichen Wenzeslausgrube gehören oder wie steht es überhaupt mit den etwa 5800 Bergarbeitern des Reviers und den übrigen Erwerbstätigen?

Als schärfste Maßnahme gegen die über das sonst im Bergbau gewohnte Maß hinausgehenden Gefahren des Neuroder Bergbaus hat man die Stillegung der Wenzeslausgrube angeregt, eine Maßnahme, die man sinngemäß auch auf die anderen besonders kohlen-säuregefährlichen Betriebe — das scheinen mit Ausnahme der Johann-Baptista-Grube auch alle anderen Gruben zu sein — ausdehnen müßte. Es erhebt sich hier sofort die Frage: Was wird aus den Belegschaften, wie kann man sie an Ort und Stelle oder anderswo ausreichend beschäftigen. Man kann annehmen, daß unter den 3—4000 Bergarbeitern, die von der Stillegung betroffen werden würden, reichlich 1000 qualifizierte sind, d. h. Vollhauer. Für diese wäre wohl am ehesten Rat zu schaffen. Der gelernte Hauer mittleren Alters ist in fast allen Grubenbezirken gesucht. Wenn einer jahrelang unter den besonders schwierigen Abbaubedingungen des Neuroder Reviers tüchtig gewesen ist, wird er wahrscheinlich unter günstigeren Verhältnissen eine besonders gute Arbeitskraft darstellen. Im oberschlesischen Revier beschäftigt man seit Jahren zahlreiche Nationalpolen von jenseits der Grenze und entschuldigt es mit dem Mangel an qualifizierten Hauern im deutschen Gebiet selbst. Diese polnischen Arbeiter könnte man sicher durch

Neuroder ersetzen. In Rheinland-Westfalen ist der Bedarf an Hauern im allgemeinen gedeckt. Hier werden ja auch die höchsten Löhne gezahlt. Etwas schwieriger scheint die Versorgung schon im Aachener Revier zu sein, wie überhaupt in den Außenbezirken des Bergbaus, wo ständig eine starke Abwanderung zu beobachten ist.

Es blieben bei einer Stillegung als schwieriger zu beschäftigen noch reichlich 2000 jetzt in allerdings sehr geringem Lohn stehende Arbeiter übrig. Außerdem muß man für die in sehr großer Zahl vorhandenen Arbeitslosen — fast 20 Prozent der Arbeiterschaft des Kreises Neurode ist arbeitslos — eine einigermaßen sichere Beschäftigungsmöglichkeit suchen. Bei der allgemeinen Depression auf dem Arbeitsmarkt wird es schwer halten, diese Massen, selbst wenn man den Entschluß zur Aussiedlung faßte, in anderen Gegenden, in anderen Industriezweigen unterzubringen. Man wird also untersuchen müssen, ob nicht im Neuroder Gebiet selbst neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen sind, die eine wirklich ausreichende Entlohnung sichern.

Erschwert wird das durch die außerordentlich ungünstige Verkehrslage. Das Gebiet ist eingebettet zwischen die Charlottenbrunner Berge, das Eulenmassiv, das Heuscheuergebirge und erstreckt sich außerdem längs der tschechischen Grenze, deren hohe Schutzzollmauern jeden Absatz nach Südwesten z. Zt. fast unmöglich machen. Dementsprechend ist der Kreis Neurode für den Verkehr sehr wenig erschlossen. Die großen Durchgangsstraßen umgehen das schwierige Gebirgsgelände; die Reichsbahn berührt gerade das eigentliche Industriegebiet nur peripherisch. Die bisher für den Schienentransport der Kohle als Ergänzung dienende Eulengebirgsbahn ist wenig leistungsfähig und stellt sehr teure Tarife, so daß z. B. die Fracht von den Neuroder Gruben nach dem benachbarten Reichenbach höher ist als vom oberschlesischen Industriebezirk her.

Außer der Kohle weist das Neuroder Gebiet an Naturschätzen starke Tonlager und einen großen Holzreichtum auf. Die Neuroder Kohlen- und Tonwerke bauen in ihren drei Gruben den Ton neben der Kohle ab. Es scheint nicht so, als ob man die Tongewinnung noch erheblich steigern könnte. Die einst blühende Sandsteinindustrie zwischen Wünschelburg und Neurode nach dem Heuscheuermassiv hin ist ein Opfer der fortgeschrittenen Bau-

technik geworden. Noch das Berliner Reichstagsgebäude wurde aus Neuroder Sandstein errichtet. Inzwischen hat der Ziegel- und Betonbau ihn verdrängt und für Straßenbau eignet sich dieser Stein überhaupt nicht.

Verhältnismäßig wenig scheinen die starken Holzvorräte der großen Wälder, die sich am Eulengebirge ebenso wie am Heuscheuergebirge hinziehen, im Kreis Neurode selbst bearbeitet zu werden. Die früher recht zahlreichen Sägewerke sind stark reduziert worden und in der Tat wird diese einfache Art der Holzbearbeitung hier angesichts der ungünstigen Verkehrslage wenig rentabel sein. Aussichten könnten dagegen für eine qualifizierte Holzverarbeitung bestehen. Holzsleifereien, Parkettfabrikation und ähnliches könnte vielleicht gewinnbringend werden und vor allem einer großen Zahl von Arbeitskräften Beschäftigung geben. Gerade hier sind nämlich auch neben der Fichte wertvolle Baumbestände, so vor allem Buchen, vorhanden. **Im ganzen gebieten die recht wenig günstigen Standortfaktoren, sein Augenmerk hier in erster Linie auf hochwertige Qualitätsproduktion zu richten, bei welcher der Anteil der menschlichen Arbeitskraft am Produkt hoch sein muß und die Schwierigkeit und Länge der Absatzwege nicht so stark ins Gewicht fällt wie bei den Massengütern und den Rohprodukten.**

Von der Unternehmerseite her betrachtet, würde die Stillegung des gefährlichen Bergbaus in erster Linie das Elektrizitätswerk Schlesien A. G. bzw. den Gesfurel-Konzern berühren. E. W. Schlesien besitzt auf der Wenzeslausgrube in Mölke ein eigenes Kraftwerk, das die unmittelbar aus dem Schacht kommende Kohle aufnimmt und in elektrischen Strom umsetzt. Dieses Kraftwerk ist in letzter Zeit noch weiter ausgebaut worden und dient zur elektrischen Versorgung, vor allem des niederschlesischen Industrieviers, als Ergänzung zu dem Kraftwerk Tschechnitz bei Breslau. Mit der Stillegung der Wenzeslausgrube würde auch das Kraftwerk unrentabel werden und müßte wahrscheinlich geschlossen werden. — Die — anderen, nach unseren Informationen nach kohlensäuregefährlichen Betriebe, — gehören der Gewerkschaft Neuroder Kohlen und Tonwerke. Die Kuxe dieser Gewerkschaft liegen bei der A. E. G., den Rüters-Werken und Linke-Hofmann. Der dritte Betrieb dieses Unternehmens, die Johann-Baptistagrube, scheint frei von Kohlensäure und ist auch von schlagenden Wettern fast ganz verschont. Nach den Angaben der Gesellschaften ist der auswärtige Kohlenabsatz kaum rentabel. Ein genaues Bild hat man allerdings nicht, da die Gewerkschaften bekanntlich nicht zur Publizität verpflichtet sind. Nur aus dem Geschäftsbericht der E.W. Schlesien A.G. ergibt sich, daß die Wenzeslausgrube als durchaus nicht rentabler Betrieb gebucht wird.

Aber selbst wenn die schlechte wirtschaftliche Situation der Bergbauunternehmungen bis jetzt übertrieben worden sein sollte, wird man sich in diesem Falle von Rücksichten auf die Besitzer bei der Prüfung der Stillegungsfrage nicht beeinflussen lassen dürfen. Es stehen ja immerhin Tausende von Menschenleben auf dem Spiel und die Besitzgesellschaften sind auch so groß und kräftig, daß sie eine schnelle und starke Abschreibung auf die Neuroder Betriebe nicht allzu sehr erschüttern würde.

Falls man glaubt, den Bergbau in dem bisherigen Umfang aufrecht erhalten zu können, wird der Techniker aufs eingehendste die möglichen Sicherungsmaßnahmen gegen die Kohlensäuregefahren recht gründlich zu untersuchen haben. Es scheint so, als ob eine gewisse bürokratische Schwäche hier manches versäumt hat. So ist u. a. schon vor mehreren Jahren neben der bergpolizeilich vorgesehenen, aber lediglich auf die Schlagwettergefahr berechneten Hochentlüftung der Gruben für die Betriebe mit dem starken Kohlensäurevorkommen eine Tiefentlüftung vorgeschlagen worden, die aber bis heute noch nicht genehmigt wurde. Man wird das gesamte Neuroder Kohlenrevier Feld für Feld genau zu untersuchen haben, um die Orte stärksten und größten Kohlensäurevorkommens endlich einmal festzustellen. Demgemäß würden dann Vorschriften über die Art und Richtung des weiteren Abbaus, über die Stillegung jetzt noch bearbeiteter Strecken zu erlassen sein. Der Waldenburger Kreistag hat bei den Regierungsstellen eine in diesen Rahmen fallende besondere wissenschaftliche Klärung der Bergbauverhältnisse verlangt, die neben der Arbeit der bisher eingesetzten Untersuchungsausschüsse hergehen soll, und ferner eine Feststellung der Maßnahmen zur Bekämpfung der gesundheitlichen Schädigungen durch die Kohlensäure, die sich ja nicht immer bis zu einer klar feststellbaren Erkrankung oder gar bis zum Tode des Arbeiters steigern, sondern sicherlich fortlaufend bei dem ständigen Ausströmen von Kohlensäure bemerkbar machen.

Nun erklärt man, daß die besonderen bergpolizeilichen Vorschriften, die heute schon für die Neuroder Gruben bestehen und sich insbesondere auf das Verbot der Verwendung stoßender Maschinen und der Arbeit mit der Keilhaue erstrecken, den Abbau verlangsamen, den Arbeitsgang erschweren und daß sie zusammen mit den ungünstigen Verkehrsverhältnissen und den teuren Frachten zu der Unterbezahlung der Arbeiter beitragen. Die im Neuroder Revier gezahlten Löhne liegen noch 10 bis 20 Prozent unter den Waldenburgern, sie sind mit den anderen deutschen Grubenbezirken überhaupt nicht zu vergleichen. Sie sind durch die Einlegung von Feierschichten — zuletzt waren es schon durchschnittlich zwei in der Woche — noch stärker gesunken. Es ist tat-

sächlich so, daß das Einkommen einer Bergarbeiterfamilie im günstigsten Fall nach Abzug der Sozialbeiträge sich bei der gegenwärtigen Beschäftigungslage auf kaum mehr als rund 80 Reichsmark im Monat stellt! Wie sich das auf Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Bevölkerung auswirken muß, kann man sich leicht vorstellen. Aus den amtlichen ärztlichen Untersuchungsergebnissen geht hervor, daß nicht weniger als 18—20 Prozent der Gesamtschulkinderzahl aus tuberkulösen Familien stammen. Es wird weiter angegeben, daß fast 14 Prozent der Schulkinder auf Rachitis zurückzuführende krankhafte Veränderungen an den Knochen aufweisen. Auffallend groß ist die Zahl der Kropfkranken. Die Körperlänge bleibt erheblich hinter dem Normaldurchschnitt zurück, überall zeigen sich erschreckende Folgen chronischer Unterernährung. Dazu kommt das furchtbare Wohnungs-elend. Häufig wohnen 9 bis 10 Personen in einer einzigen kleinen Stube; die Häuser sind baufällig und feucht. Was der Hunger an körperlichen Gebrechen verursacht, wird durch diese Wohnungsnot vervollständigt.

Nicht nur die Bergarbeiterfamilien werden von diesem Elend betroffen, wenn sie auch etwa 60 Prozent der Arbeiterschaft des Kreises Neurode repräsentieren. Es arbeiten außerdem noch etwa 1200 Menschen in der Textilindustrie, deren allgemeine, und hier durch die besonderen eben dargestellten Faktoren vermehrte schlechte Konjunktur bekannt ist. Mehrere Betriebe mit einigen hundert Arbeitern liegen auch hier still. Selbst die landwirtschaftliche Bevölkerung, die ein Viertel des Kreises ausmacht, leidet schwere Not. Es bestehen fast nur Zwergbetriebe. Die Erträge sind infolge der hohen Gebirgslage außerordentlich gering. Die Bearbeitung des Bodens ist ungewöhnlich schwer und lohnt sich kaum.

Das Steueraufkommen ist entsprechend der ungünstigen Situation des größten Teils der Einwohnerschaft sehr gering; es hat bis jetzt in keiner Weise ausgereicht, die Notstände wenigstens nicht weiter sich

vergrößern zu lassen. Sie zu beseitigen, daran konnte man überhaupt nicht denken. In einer Denkschrift erklärte der Landrat vor kurzem, daß die bisherigen allernotwendigsten Aufwendungen des Kreises zur Bekämpfung der Tuberkulose eine Höhe erreicht hätten, daß in absehbarer Zeit zwangsläufig Abstriche vorgenommen werden müßten. Die Wohnungsnot hat man zwar registrieren, aber ebenfalls nicht verringern können. Die starke Erwerbslosigkeit verschlingt die letzten öffentlichen Mittel.

Aus all dem ergibt sich, daß, auch wenn man durch starke Sicherheitsmaßnahmen die Gefahren für den Bergarbeiter nach menschlichem Ermessen verringern kann, auch wenn man durch tarifarische und Steuererleichterungen den Betrieben vorübergehend eine bessere Rentabilität sichert, die sie nach den Erklärungen ihrer Leiter vielleicht zu einer kleinen Aufbesserung der Löhne in die Lage versetzen würde, die Forderung nach einer grundlegenden Umgestaltung der Neuroder Verhältnisse auf lange Sicht bestehen bleiben muß. Will man sich nicht den Vorwurf zu ziehen, daß zwar ein unmittelbares Mitgefühl mit dem Tod der 151 Bergleute und dem Schicksal der Hinterbliebenen einige Zeit rege war, aber darüber hinaus die jetzt in ihrem vollen Ausmaß bekanntgewordene trostlose Lage der noch immer täglich von stärksten Gefahren umgebenen Bergarbeiter, der einer chronischen Unterernährung ausgesetzten Gesamtbevölkerung des Neuroder Gebietes, vorsätzlich übersehen wird, dann müssen die verantwortlichen Instanzen in Reich und Staat hier eingreifen. Die jahrzehntelangen Versäumnisse, die man hier beging, sind auch wenn man ein wirklich ersprießliches Programm für die Zukunft aufstellt, nicht ohne eine großzügige, schnelle Aktion zu beseitigen. Man muß der Bevölkerung des Neuroder Gebietes ausreichende Wohnräume, man muß ihr Gesundheit geben, man muß eine Übergangslösung finden, die ihr einen Ausgleich wenigstens gegenüber anderen „normalen“ Notstandsgebieten unserer Ostprovinzen schafft.

Darge

Musik

Über Rundfunkmusik

Die Musik nimmt im Gesamtprogramm der Sender den bedeutendsten Platz ein, mehr als die Hälfte aller Darbietungen sind ihr verschrieben. Anfangs begnügte man sich damit, populäre Musikstücke etwa in derselben Menge und Anordnung einer unsichtbaren Zuhörermenge zu übermitteln, wie die üblichen Konzertveranstaltungen sie ebenfalls zusammenzustellen pflegten. Aber es erwies sich, daß auf die Dauer mit dieser bequemen Methode nicht durchzukommen war. Zunächst muß die Dosis eines Radiokonzerts ganz anders bemessen sein als die einer öffentlichen

Aufführung. Denn während dort einem guten Teil des Publikums im Konzert die Mühe des Hinkommens und das oft beträchtliche finanzielle Opfer erst durch eine möglichst lange und pausenlose Programmfolge als abgegolten erscheint, muß sich die Radiosendung darauf einstellen, daß günstigenfalls für eine knappe, etwa einstündige Veranstaltung eine homogene Zuhörerschaft vorausgesetzt werden darf: länger dürften bei der Mehrzahl der Angeschlossenen die unvermeidlichen häuslichen Störungen kaum ferngehalten werden, ganz abgesehen davon, daß — wie das Programm auch

immer lauten mag — jederzeit ein großer Prozentsatz der Hörer an der jeweiligen Sendung desinteressiert bleibt und etwas nach seinem Gusto verlangt. Die Leiter der Sendegegesellschaften aber haben die widersprüchsvolle Aufgabe, es jedem rechtzumachen, um dem Funk die Massenverbreitung zu verschaffen und zu erhalten, deren er als Existenzgrundlage bedarf, andererseits aber hören sie immer wieder die Mahnung, sich der kulturellen Aufgaben und der Verantwortlichkeit des Rundfunks gegenüber allen Strömungen des öffentlichen Lebens bewußt zu bleiben. Heute, da sich für die Programmbildung im allgemeinen und speziell auf dem Gebiete der Musik zwar noch keine endgültigen Normen, wohl aber bedeutsame und wegweisende Richtlinien herausgebildet haben, verloht es sich durchaus, deren Wesen und die soziologischen und künstlerischen Voraussetzungen, auf denen sie beruhen, ins Auge zu fassen. Es verloht an dieser Stelle umso mehr, als unter den deutschen Sendegegesellschaften keine aktiver als die „Schlesische Funkstunde“ an die brennenden Aufgaben herangegangen ist und keine daher über mehr Erfahrungen verfügt — gute und schlechte Erfahrungen, wie es bei einer so völlig der Tradition baren Angelegenheit wie dem Funk sich von selbst versteht — als eben die Breslauer Sendeinstellung.

Jene Abkehr vom konzertmäßigen Programm, deren Notwendigkeit sich aus den verschiedenen äußeren Voraussetzungen einer öffentlichen Darbietung und einer Funksendung ergab, bedeutet ohne Zweifel einen Fortschritt gegenüber dem bisher üblichen Massenkonsum: es war von jeher eine Zumutung an den empfindsamen Konzertbesucher wie an die ausübenden Kräfte, was alles in der Regel als normale Vortragsfolge in zwei Stunden absolviert zu werden pflegt. In den kurzen Kammermusikstunden des Rundfunks ist es dagegen möglich, ein wertvolles Werk für sich allein erklingen und wirken zu lassen. Die Sendung langer symphonischer Programme ist zweifellos das Gegenteil einer rundfunkgemäßen Veranstaltung. Nicht nur aus äußeren Gründen. Denn während Kammermusik in der Regel schon dank ihrer Besetzung und durchsichtigen Struktur den akustischen Voraussetzungen der drahtlosen Musikübertragung entgegenkommt, ist bei der symphonischen Musik, namentlich der neueren Zeit, das Klangbild häufig nicht ohne merkliche Einbuße durch das Mikrophon wiederzugeben. Die großen Formen, zum Beispiel die gigantischen Ausmaße einer Symphonie von Bruckner oder Mahler, widersprechen ihrerseits bereits den normalen Voraussetzungen der Rundfunksendung; denn sie erfordern — wollen sie verstanden sein — eine ungeheure Konzentration des Hörers und eine, auch rein zeitlich betrachtet, außergewöhnliche Hingabe an das Kunstwerk, zu der doch wohl nur ein verschwindender Bruchteil des Radio-publikums fähig und bereit ist. Technische Unfertigkeiten werden verschwinden, aber jene psychologischen Bedingungen müssen ohne jede Beschönigung beachtet

werden, wenn man ihre ungünstige Wirkung bekämpfen und überwinden will. Im Konzert befindet sich der Hörer — mehr oder weniger freiwillig — in einer der Konzentration günstigen Ruhe und äußeren Passivität. Sicherlich lassen sich diese Bedingungen zu Hause in einer bequemer und noch geeigneteren Weise schaffen, wo der Wille dazu vorhanden ist. Aber die Natur der Radiosendung verleitet dazu, eine vordem vielleicht oft übertriebene oder vorgetäuschte, jedenfalls aber prätendierte Ehrfurcht vor dem musikalischen Kunstwerk, die sich in schweigendem Zuhören äußerte, abzustreifen. Wie oft erklingen durch den Straßenlärm hindurch vermittels Reklamelautsprecher Fetzen unsterblicher Meisterwerke, so daß es dem erkennenden Passanten graust. Wie oft mag in gröhrenden Gaststuben „Fidelio“ überschrien worden sein, im Lärm eines Kaffeegartens ein Haydn'sches Andante untergegangen sein. Aber auch innerhalb der Häuser, im Bezirk eines geräuschvollen Familienlebens, tritt der Lautsprecher oft nur als Vermehrung des Trubels hinzu: wird wahllos Sprache, Gesang, Unterhaltungsmusik oder Oper entgegengenommen. Es gehört Selbstzucht, Urteil, Unabhängigkeit dazu, wenn ein Hörer gegenüber der Unmenge des Gebotenen eine verschiedene und nicht durch Gewohnheit abgestumpfte Reaktionsfähigkeit bewahrt, also ein Mozartsches Divertimento — und sei es im Schallplattenkonzert, das in bezug auf Tonwiedergabe heute bereits auf erstaunlicher Stufe steht — anders entgegenzunehmen weiß als ein Operettenpotpourri. Es ist eine wundersame Tatsache, daß heute Tausende vordem davon Ausgeschlossene an der vollendeten Wiedergabe musikalischer Kunstwerke teilnehmen können, aber es ist kein Fortschritt, daß heute jeder eine Beethoven-Sinfonie an- und ausknipsen kann wie das elektrische Licht.

Es war von den besonderen akustischen Voraussetzungen des Rundfunks im heutigen Stadium die Rede. Sie haben den zuerst vom musikalischen Leiter der Schlesischen Funkstunde, Dr. Edmund Nick, in die Tat umgesetzten Gedanken gezeigt, Originalkunstwerke für den Rundfunk unter Berücksichtigung seiner besonderen Bedingungen erstehen zu lassen. Dem ersten „Kompositionsauftrag“, der an Franz Schreker, also einen Meister der Instrumentierungskunst, erging, sind im Laufe der Zeit zahlreiche andere gefolgt. Jeder deutsche Sender hat es als Ehrenpflicht betrachtet, an dem neuen Mäzenatentum des Rundfunks teilzunehmen: sehr zum Vorteil der komponierenden Künstler, für die unter den erschwerten Nachkriegsverhältnissen es immer schwieriger geworden war, sich Gehör zu verschaffen. Schon läßt sich eine bestimmte Linie verfolgen, ein musikalischer „Rundfunkstil“, wie man zweifellos in naher Zukunft ohne ironischen Beigeschmack sagen wird. Denn noch immer haben neue Formen der musikalischen Ausübung neue Stilgesetze gefördert oder herausgebildet. Die gedrungene Form

gebung hat sich in diesen Kompositionen durchgesetzt, die kleine Besetzung mit klar gegeneinander abgegrenzten Klangfarben sich bewährt; daher knüpfen viele der „Hauskomponisten“ an die historische Suitenform an, daher auch ist die Kantate (zuerst in einer fesselnden Songfolge „Afrika singt“, die Wilhelm Groß für die Schlesische Funkstunde schrieb) wieder zu Ehren gekommen. Noch ist der gesunde Leitgedanke lebendig genug, um auch scheinbar „hoffnungslose“ Gebiete künstlerisch zu befruchten. Die Unterhaltungsmusik, im allgemeinen und ohne Einschränkung namentlich im Sommerprogramm ein trauriges Zugeständnis an die Masseninstinkte, soll auf einen besseren Stand gebracht werden, indem Künstler von Geist und Können sich ihrer annehmen. Nicht alle Aufträge haben das wünschenswerte Ergebnis erzielt, aber trotzdem findet sich etwa in Sczukas „Großstadt“-Szenen der Ansatz zu einer leichten Musik, die gleichwohl, anstatt der Sentimentalität zu verfallen, durch Parodie und Drastik ihre wirksamsten Effekte erzielt.

Der Kindermusik, einer ebenfalls in traurigste Ver-

kitschung verschütteten Spezialaufgabe von größter Tragweite, wußte der Breslauer Hans Ziellowsky auf neuartige und ansprechende Weise beizukommen, während durch die Vertonung einer zeitgemäßen Hörfolge (Kästner: Leben in dieser Zeit) Edmund Nick selbst sein starkes musikantisches Talent erwies.

Von seiten der führenden Fachmänner wird demnach mit viel Wagemut experimentiert. Bleibt die schwere Aufgabe: ein positiven musikalischen Werten zugeneigtes Publikum zu formen. Das ist eine Erziehungsaufgabe. Das Problem weist damit wie fast alle Symptome drängenden musikalischen Lebens im gegenwärtigen Zeitpunkt auf die Notwendigkeit hin, einer äußeren und inneren musikalischen Umwälzung durch großzügige Reform der musikalischen Erziehung Rechnung zu tragen. Von den Erfolgen der zukünftigen musikalischen Volksbildung allein ist es abhängig, ob auch im Rundfunk die bewußte Arbeit im Dienste einer eigenartigen Radiomusik zum Ziele führen kann, d. h. ob seinen eigenen musikalischen Erziehungsaufgaben der Boden bereitet sein wird.

Peter Epstein

Sport

Rückblick auf die Deutschen Kampfspiele in Breslau

Nachdem genügend Abstand zu dem größten Sportereignis des Südostens gewonnen ist, nachdem die Stimmen der Tageskritik verklungen sind, erscheint es berechtigt, in unserer monatlichen Überschau ein Gesamтурteil über die Deutschen Kampfspiele abzugeben.

Breslau hatte sich seinerzeit mit großem Nachdruck um die Zuteilung der Kampfspiele bemüht. Mit außergewöhnlicher Liebe und Aufopferung hatten die Vertreter aller turnerischen und sportlichen Verbände ihre Vorarbeiten geleistet, alles war bis ins genaueste vorbedacht worden. Und trotzdem sind die Hoffnungen nicht ganz erfüllt worden. Die Kampfspiele waren ein halber Fehlschlag.

Wenn wir die Gründe für dieses Ergebnis suchen, so wollen wir uns nicht bei den kleinen Fehlern aufhalten, die sich bei jeder Großveranstaltung ergeben und die man wohl in Kauf nehmen konnte. Der Besuch war befriedigend, aber keineswegs überwältigend, wie man es bei einem Volksfest der Deutschen erwartet hatte. Das lag einmal an der falschen Finanzpolitik der Leitung, die viel zu hohe Eintrittspreise forderte. Geradezu grotesk wirkte sich das aus bei dem repräsentativen „Deutschen Abend“ in der Jahrhunderthalle, bei dem 2000 Sänger vor einer leeren Halle standen. Hätten wir schon den Bildfunk, dann hätte der Rundfunk die Übertragung schleunigst abschalten müssen, es wäre sonst eine fürchterliche Blamage für Breslau gewesen. Bei den sportlichen Veranstaltungen wäre die Preispolitik der Leitung vielleicht richtig gewesen, wenn die Kampfspiele das gebracht hätten, was

man erwartet hatte. Aber als man zu Pfingsten das Nennungsergebnis las, war man entsetzt. Man vermißte alle großen und zugkräftigen Namen. Die Hoffnung auf zahlreiche Nachnennungen trog; statt dessen trafen, namentlich im Tennis, viele Absagetelegramme ein. Dies war allgemein bekannt und drückte auf die Stimmung und Besucherzahl, da man für zweitklassige Wettkämpfe nicht hohe Eintrittspreise zahlen wollte. Hier liegt letzten Endes der Grund, daß uns die Kampfspiele nicht begeistern konnten.

Was erwartete man? Man erwartete Deutschlands Leichtathleten, Schwimmer, Tennisspieler, Ruderer, alle Träger von Namen, die in der Welt einen Klang haben, am Start zu sehen. Sie konnten bei dieser Gelegenheit der deutschen Presse, den Verbänden und der Allgemeinheit eine Dankesschuld abtragen. Aber sie kamen nicht, und die Verbände taten nichts oder hatten nicht die Macht, sie zum Kommen zu zwingen. In der Leichtathletik war offenbar die D.S.B. gar nicht an Breslau interessiert. Die Reiseamateure, die in Japan, in Griechenland starten, fanden den Weg nach Breslau nicht. Ein gewisser Hellmut Körnig, vom Breslauer Sportclub „Schlesien“ zu Deutschlands bestem Sprinter erzogen, lief in Berlin bei den Meisterschaften des S.C. „Charlottenburg“. Daß die D.S.B. die Abhaltung dieser Meisterschaften am Tage der Deutschen Kampfspiele gestattete, ist ein sportlicher Skandal, der beweist, wie wenig Gefühl für die nationale Sache der Kampfspiele bei den Beteiligten vorhanden war. Etwa das gleiche ist über die Tennisspieler zu sagen. Gewiß,

in Wimbledon sich in den Vorrunden schlagen zu lassen, ist vielleicht wichtiger. Aber auch die übrigen Cracks hatten keine Lust, um einer Kampfspielplakette willen nach Breslau zu kommen. Der Deutsche Tennisverband — immer den guten Willen und das Verständnis vorausgesetzt — verfügt offenbar nicht über die Macht, um seine Wertpreisamateure zu irgend etwas zu zwingen. Der Bund Deutscher Radfahrer hielt am Tage des Kampfspielstraßenrennens eine ganze Reihe großer Straßenrennen im Reich ab, so daß zunächst nur schlesische Fahrer auf der Liste standen. Leidlich war die Besetzung der Schwimmwettkämpfe, aber keineswegs so, wie man es für die Kampfspiele verlangen mußte, insbesondere beim Wasserballspiel. Die Besetzung der Ruderregatta war so kläglich, daß nur am Sonntag einige Rennen stattfinden konnten. Der Deutsche Fußballbund brachte wenigstens ein Spiel Südost gegen Berlin zustande, allerdings nicht mit der ersten Berliner Besetzung.

Gewiß hatten andere Sportarten glänzende Nennungs-ergebnisse zu verzeichnen, aber wir müssen gerade die genannten herausgreifen, weil sie die größte Publikumswirkung haben. Diese Interesselosigkeit einiger Verbände machte auf alle Beteiligten einen niederdrückenden Eindruck, insbesondere auf die Auslandsdeutschen, die in den Kampfspiele noch eine nationale Angelegenheit gesehen hatten und in großer

Anzahl erschienen waren. Namentlich Deutsch-österreich war glänzend vertreten. Aus dieser Sachlage ergab sich ein schreiendes Mißverhältnis: Auf der einen Seite der Reichsausschuß mit Anhang, der immer noch betonte, daß die Kampfspiele das große Fest aller Deutschgesinnten, die deutsche Olympiade, seien, auf der anderen Seite die großen Verbände in ihrer Passivität. Die Ehrungen, die man einem ergrauten Organisator darbringen zu müssen glaubte, wirkten darum eher peinlich.

Wie es gemacht werden muß und trotz der wirtschaftlichen Lage gemacht werden kann, zeigt eine Veranstaltung der Arbeitersportler Ende Juli in Breslau. Um den Erfolg zu sichern, wurden in Schlesien bis zu diesem Termin alle Arbeitersportfeste verboten, damit alles sich auf Breslau konzentriert. Und sie werden kommen und wenn das Fahrgeld nicht reicht, mit dem Fahrrad. Freilich sind das Amateure. Hier liegt der Kernpunkt: In einigen besonders hochgezüchteten Zweigen des deutschen Sports gibt es keinen reinen Amateurismus mehr. Nur um der Sache willen, um eine Plakette (auch wenn sie den Titel „Deutscher Kampfspielmeister“ bringt), ohne Reisespesen und was sonst dazu gehört, zu kämpfen, das lohnt nicht mehr. Eine Dekadenz des Amateurismus, die bei den Deutschen Kampfspiele in Breslau kraß in Erscheinung trat.

F. Wenzel

Bücher

Franz Xaver Seppelt: Geschichte des Bistums Breslau. Breslau. Kommissionsverlag Müller u. Seifert. 1929. 134 S.

Über sechzig Jahre ist es her, daß der verdiente Dombibliothekar und Historiograph J. Heym seine dreibändige „Dokumentierte Geschichte des Bistums und Hochstiftes Breslau“ (1860—1868) abschloß, und wenn es auch seitdem an biographischen und anderen Einzelstudien über die Breslauer Bischöfe nicht gefehlt hat, so hatte doch niemand wieder den Versuch unternommen, eine Gesamthgeschichte dieser Diözese zu schreiben. Da gab die Herausgabe eines Realhandbuches des Bistums Breslau, von dem die vorliegende Schrift den ersten Teil bildet, den äußeren Anlaß, daß sich der Kirchenhistoriker und derzeitige beste Kenner dieser Bistumsgeschichte, Professor Seppelt, dazu entschloß, sie auf Grund einer kritischen Auswertung der inzwischen gewonnenen Forschungsergebnisse von neuem darzustellen. Freilich wurde ihm dabei durch den Ort der Veröffentlichung in räumlicher Beziehung von vornherein eine starke Beschränkung auferlegt. Umso erfreulicher ist es, daß seine auf noch nicht zehn Druckbogen zusammengedrängte Darstellung, die einen mehr als neuhundertjährigen Zeitraum umspannt, sich dennoch nicht damit begnügt, einen trockenen Abriß zu bieten, sondern daß sie — aus dem Vollen schöpfend — es versteht, in straffer Zusammen-

fassung des Wesentlichen ein anschauliches und vielseitiges Bild von der Entwicklung des Breslauer Bistums zu entwerfen. Auf diese Weise entstand ein Buch, das nicht nur dem Kleriker eine zuverlässige Kenntnis seiner Diözese vermittelt, sondern auch den Geschichtsfreund überhaupt anzieht und fesselt, zumal da es bei allem Festhalten des katholischen Standpunktes durchweg von einem ernsten Bemühen um Objektivität und einem noblen Gerechtigkeitsgefühl durchdrungen ist. — Sicherlich kommt der Geschichte der Breslauer Bischöfe, verglichen mit der der rheinischen, für die europäische Kirchengeschichte nur eine bescheidene Bedeutung zu, und erst im 19. Jahrhundert hat sie mit Männern wie Melchior von Diepenbrock und Georg Kopp — hier allerdings zum Teil entscheidend — in die deutsche Kirchengeschichte lebhaft eingegriffen. Aber als Diözesangeschichte betrachtet ist sie reich an bewegten Schicksalen und nicht arm an markanten Herrschergestalten, die wie die „großen“ Bischöfe des 13. und 14. Jahrhunderts „Mehrer der Güter des Bistums“ waren und ihm nach Erlangung der Souveränitätsrechte im Neisseschen Fürstentum die Stellung einer selbständigen Territorialherrschaft zu geben vermochten. Ihnen ist dann von den späteren Bischöfen vor allem Sebastian Rostock (1664—1671), der Freund des Angelus Silesius, zur Seite zu stellen, der die im Dreißigjährigen Kriege und unter dem schlaffen Regi-

ment seiner beiden von Breslau meist abwesenden habsburgischen Vorgänger einigermaßen aus den Fugen gegangene Diözese im Geiste der katholischen Restauration regenerierte. Fragen wir noch zum Schlusse nach der Bedeutung des Breslauer Bistums für die Geschichte Schlesiens und seiner Kultur, so wäre neben vielem anderen auch auf den maßgebenden Einfluß des Bischofs Preczlaw von Pogarall (1341 bis 1376), auf den Anschluß der Piastenherzöge an Böhmen hinzuweisen, durch den die deutsche Zukunft des Landes sich erst endgültig entschied. Vollends aber aus der schlesischen Geistes- und Kunstgeschichte wären die Breslauer Bischöfe in ihrer Funktion als Bauherren, Anreger und Mäzen nicht wegzudenken. Auch diese allgemeinere, über die politische und administrative Diözesangeschichte hinausgehende Bedeutung des Breslauer Episkopates findet in dem umsichtigen Buche Seppelts eine der Raumökonomie des Ganzen entsprechende Berücksichtigung.

Friedrich Andreae.

Arnold Ulitz: Worbs. Roman. Verlag Ullstein, 1930.

Es ist immer ein großer Vorzug aller Bücher von Ulitz gewesen, daß Stoff und Form in oft ganz verblüffender Weise übereinstimmten. Am deutlichsten war das im „Verwegenen Beamten“, jener Radfahrergeschichte, in der die einzelnen Sätze gleichsam Radfahren gelernt hatten. In seinem neuesten Werk „Worbs“, das vom Verlag als eine „köstliche Satire“ bezeichnet wird, zeigte es sich, daß in diesem Vorzug eine große Gefahr für Ulitz liegt. Es scheint hier zuweilen nicht so zu sein, daß Ulitz den Stoff wirklich meistert und die Form, in die er paßt, selber auswählt, sondern, daß der Stoff ihn vollständig überwältigt, sich gleichsam selbstständig in seine Form ergießt. Solange der Stoff interessant ist, ist das sehr schön. Nun, Herr Worbs ist Vorsteher einer Sparkassennebenstelle, Etappenoffizier in Rußland und ein etwas lächerlicher kleiner Weiberfeind und Spießer. Und nicht so sehr denn sein Haß auf kurze Röcke, auf Verliebtheit und

Sinnlichkeit überhaupt, der eigentlich im Grunde verdrängte Sinnlichkeit ist und sich allerlei kleine und etwas schmuddelige Auswege sucht, ist wirklich nichts so furchtbar Neues. Es sind gewiß ausgezeichnete Stellen in dem Roman: Worbs im Offizierkasino, halb stolz, halb kriechend und mit Erfolg den Jargon seiner vornehmeren Kameraden übertrumpfend, Worbs überwältigt von der Macht der Musik in einem schmutzigen Wilnaer Café durch einen übeln, kitschigen Schlager, der ihn dann durch sein ganzes Leben begleitet. Es wäre eine jener glitzernden Novellen geworden, funkeln von Haß und schimmernd von heimlicher Güte, wie sie Ulitz in seinen besten Stunden gelungen sind. Als Roman ist es ein Thema mit Variationen geworden, von denen drei oder vier köstlich interessant sind, die andern dünn und ein bißchen langweilig. Vielleicht kann man überhaupt nicht aus einem einzigen Thema einen ganzen Roman machen.

A. V.

Paul Kleber: Bilder aus Löwenbergs Vergangenheit. Löwenberg i. Schles., P. Holtsch (1930). 116 Seiten.

Löwenberg ist die älteste schlesische Stadt, die nach deutschem Rechte ausgesetzt ist, wahrscheinlich schon 1209, heute ein bescheidenes, aber äußerst reizvolles Landstädtchen, reich nur noch an schicksalsvoller Vergangenheit. Aus der buntbewegten Geschichte der Stadt zeichnet der Verfasser unseres Büchleins eine Reihe fesselnder Bilder, insbesondere von ihrer Entstehung, von ihrem Verhältnis zu den piastischen Landesherren, aus der Hussitenzeit und vor allem aus dem Dreißigjährigen Kriege, in dem sie in gleicher Weise von den Schweden wie von den Kaiserlichen gebrandschatzt und um ihre Blüte gebracht wurde. Auch über den einstigen Goldbergbau in ihrer Umgebung hören wir manches, und zwei wichtige alte Urkunden sind abgedruckt: die älteste von 1217 „Diz ist daz recht der burger von Lewenberg“ und eine von 1278 „Von allirande goltrechte“.

H. J.

Mitteilungen der Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien

Der Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien schreibt auch dieses Jahr zur Fortbildung von jungen Kunsthändlern ein oder zwei Reisestipendien im Gesamtwerte von 300 RM aus. Bewerbungen sind bis zum 15. August d. J. zu richten an das Sekretariat des Kunstgewerbevereins, Breslau I, Graupenstraße 14, Kunstgewerbemuseum. Bewerbungsberechtigt sind Schüler der hiesigen Staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe und der

hiesigen Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule, die eine kunsthandwerkliche Vorbildung haben oder auch in der Praxis stehende junge Kunsthändler. Lehrlinge sind ausgeschlossen. Der Bewerbung sind beizufügen ein kurzer Lebenslauf, Angaben über die gegenwärtige Beschäftigung und über Ziel und Zweck der geplanten Reise, sowie geeignete Empfehlungen. Die Entscheidung wird im Laufe des Monats August getroffen.

Erklärung

Zu dem Aufsatz von Architekten Paul Häusler „So geht es nicht weiter“ im vorigen Hefte teilt uns der Magistrat der Kreisstadt Guhrau mit, daß beim Bau des Guhrauer Gymnasiums die örtliche

Bauleitung einem Breslauer Architekten übertragen wurde. Auch die Bauaufträge wurden mit wenigen Ausnahmen an schlesische und zwar vorwiegend an Breslauer Firmen erteilt.

Schlesisches Sommerreiche

Schlesisches von Friedrich dem Großen.

1. Enttäuschte Neugier

Vor Beginn der schlesischen Kriege erregten die preußischen Truppenbewegungen, deren Ziel Friedrich selbst seinen Generälen gegenüber zunächst streng geheim hielt, unter diesen große Neugier. General von Kalkreuth, der frühere Erzieher Friedrichs, erlaubte sich die Frage:

„Majestät, die Deichsel steht wohl nach Schlesien?“

„Kann Er schweigen?“ fragte der König.

„Unbedingt!“ erwiderte der General.

„Ich auch“, war die lakonische Antwort des Königs: und Kalkreuth mußte sich enttäuscht zurückziehen.

2. Ein zurückgegebener Scherz

Friedrich bereiste einmal mit dem Prinzen Heinrich Schlesien. Ihr Weg ging an einem Kloster vorüber, dessen Bauart Friedrichs Interesse erweckte. Er wollte auch das Innere des Baues besichtigen. Der Prior selbst führte die Herren und nahm nach Beendigung der Führung die Gelegenheit wahr, den König um die Gnade zu bitten, Novizen aufzunehmen zu dürfen.

Der König gab die Erlaubnis und wollte ihm die ersten Novizen sogar selbst zuschicken.

Um sich einen Scherz zu machen, sagte er auf französisch zu dem Prinzen Heinrich:

„Wir werden ihm zwei junge Ochsen senden!“

Der Prior war aber der französischen Sprache mächtig, und da er sein Kloster nicht verspotten lassen wollte, antwortete er mit geheuchelt unwissender Miene:

„Zum Beweise unseres Dankes werden wir die beiden uns von Ew. Majestät zugesandten Novizen Friedrich und Heinrich nennen!“

Der König mußte nun natürlich den Schein wahren, als wäre er überzeugt, daß der Prior seine Worte nicht verstanden habe.

Die Rache des Pumpgenies

Von zwei ehemaligen Mitgliedern der berühmten Hofkapelle in Löwenberg wird folgendes nette wahre Geschichtchen erzählt:

Der Trompeter und der Trommler leben seit ein paar Wochen auf gespanntem Fuße, weil der Trompeter, ein Pumpgenie, dem Trommler durchaus nicht den geliehenen Taler zurückgeben will. Vor Beginn der Generalprobe zu einem großen Konzert hat der Trommler den Trompeter eben wieder gemahnt. Dieser, in plötzlicher lustiger Anwandlung, eilt schnell zu dem Wirt der „Lindenalle“ gegenüber dem Schloß und lehnt sich von diesem einen Taler in lauter kleinem Gelde, Groschen und Sechsern. Freudestrahlend eilt er zurück in den Konzertsaal, wo so gleich die Probe beginnen soll, und wartet ruhig eine Stelle ab, wo der Trommler 67 Takte Pause hat. Beim 66. Takte, als der Trommler sich eben rüstet, loszutrommeln, legt ihm der Trompeter hohnlachend das ganze Kleingeld aufs Trommelfell mit dem Bemerkern: „So, hier hast du deinen lausigen Taler wieder!“ Im nächsten Augenblick lag durch den vorgeschrivenen und nun einsetzenden Trommelwirbel das ganze Geld im Orchesterraum! Schallendes Gelächter des ganzen Orchesters belohnte den losen Streich des Trompeters.

s' Kalbla

Schulza Gootlieb wartet schun die dritte Nacht vergebens darauf, daß die junge Kalbe ein Kalb wirft. Er nimmt ein Gebündel Stroh, legt es auf den Gang und schläft nun schon die dritte Nacht dort und hält getreulich Wache. Da kommt sein Nachbar zur Stalltür herein und spricht zu ihm: „Ju, Gootlieb, wenn dich deine Kolbe hiea su liega sickt, do koan se doch kee Kolb nie kriega. Se muß ju bei sich denka, se hätte schun gekolbt, und's Kalbla läg schun do!“

Mitgeteilt von Walter Baer, Löwenberg

Der zerstreute Geheimrat

Einmal war bei Ponick Gesellschaft. In später Stunde sagte er zu seinem Kollegen Mikulicz: „Wollen wir nicht endlich nach Hause gehen?“ „Aber Sie sind ja zu Haus, lieber Kollege,“ war die belustigte Antwort. „Ja, ja, aber was hindert Sie eigentlich, nach Hause zu gehen?“